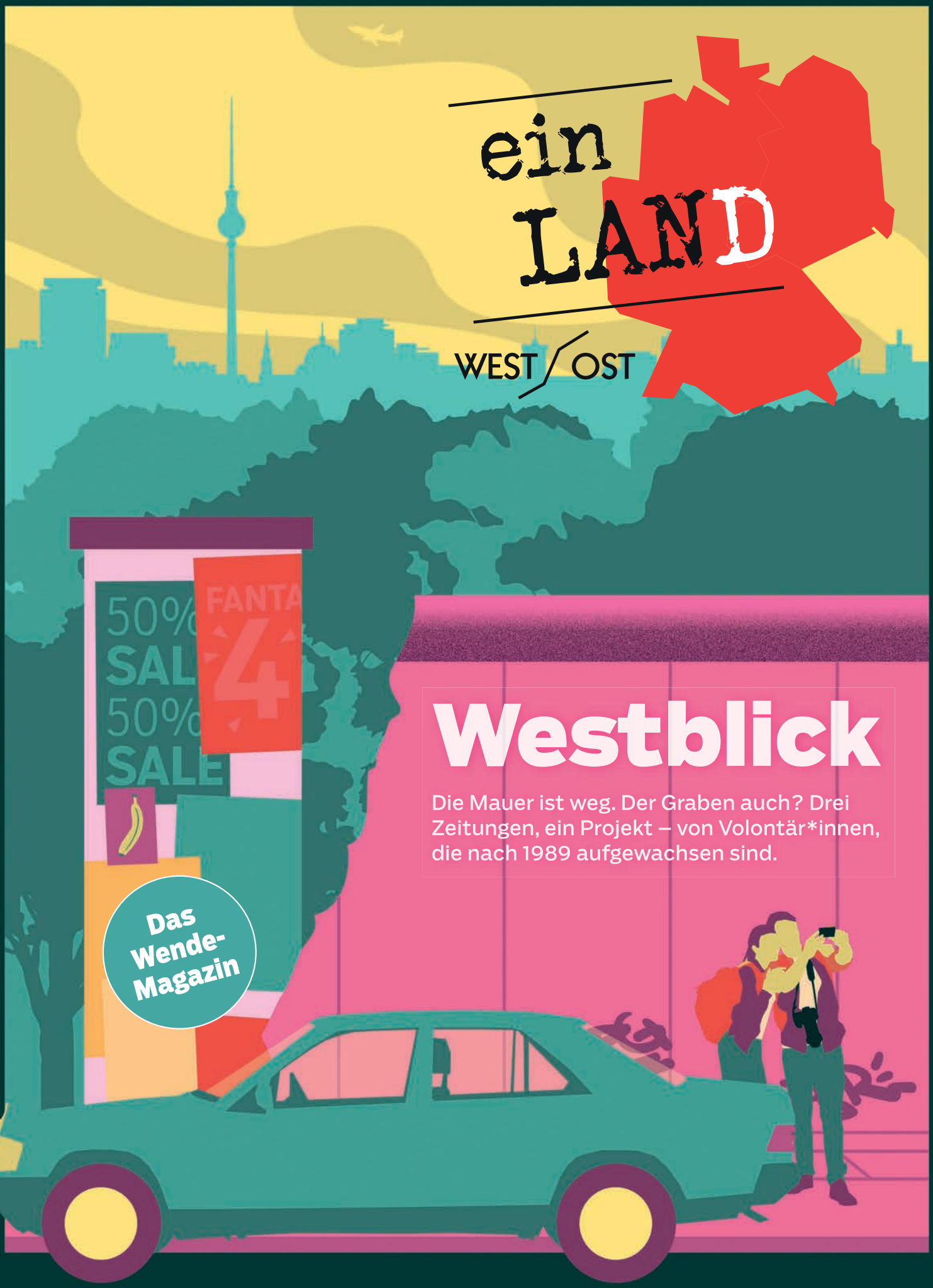
LAUSITZER RUNDSCHAU
TÄGLICH. LESEN. INFORMIERT.

SÜDWEST PRESSE

Märkische Oderzeitung



Westblick

Die Mauer ist weg. Der Graben auch? Drei Zeitungen, ein Projekt – von Volontär*innen, die nach 1989 aufgewachsen sind.

Das Wende-Magazin

HNU HOCHSCHULE NEU-ULM
UNIVERSITY
OF APPLIED SCIENCES

BILDUNG VERBINDET

Hochschule Neu-Ulm – Studieren an der Internationalen Business School für Innovation, Entrepreneurship und digitaler Transformation.

hs-neu-ulm.de

Inhalt

Zusammen in der Zwergenstadt: Im März trafen sich Volontär*innen und Redakteur*innen der drei Verlagshäuser zur Themenplanung im niedersächsischen Hitzacker. *Foto: Parkhotel Hitzacker*

Vom Westen betrachtet

04 „Das war echte Pionierarbeit“
Die Fanta Vier im Interview.

06 Die Schatten der Vergangenheit
Der Sohn von BND-Agent*innen berichtet.

10 „Das ist eine historische Stunde“
Ein Schwabe wurde 1991 Staatssekretär in Sachsen.

12 Der Freund von der anderen Seite
Saarlouis und Eisenhüttenstadt schrieben 1986 deutsch-deutsche Geschichte.

14 Umfrage zum Mauerfall I

16 Vereint in der Feindschaft
Die Fans von Hertha BSC und Union Berlin waren sich vor 1989 näher als danach. Zwei Anhänger berichten.

18 Mein Vater, der Grenzsoldat
Ein junger Soldat flüchtet 1971 in den Westen. Im Gespräch mit seiner Tochter erwachen die Erinnerungen.

20 Sieben Sekunden Schauspieler
Ein Barkeeper in Berlin und seine Rolle im Film „Coming Out“. Premiere war am 9. November 1989.

23 Umfrage zum Mauerfall II

24 „Menschen zu verurteilen, ist idiotisch“
Der frühere Westberliner Alexander Ahrens ist Bürgermeister in der AfD-Hochburg Bautzen. Ein Interview.

26 Typisch Nachwendekinder?
Ein Streitgespräch mit Nicolas und Sebastian, die nach der Wende geboren wurden.

28 Die unendliche Geschichte
Der Mauerfall beschäftigt uns bis heute. Ein Essay.

29 Ein Land im Netz
Das Magazin gibt es auch online – ganz ohne Bezahlmauer.

Impressum

Verlag & Herausgeber
Neue Pressegesellschaft mbH & Co. KG
Frauenstr. 77, 89073 Ulm
Projektleitung
Magdi Aboul-Kheir, Bodo Baumert, Lisa Mahlke, Matthias Stelzer
Anzeigen *(verantwortlich)*
Stefan Schaumburg
Redaktion
Ulrich Becker, Oliver Haustein-Teßmer, Claus Liesegang
Gestaltung
Franziska Oblinger, Nadine Spreng, Michael Zülzke, Max Meschkowski
Titelgrafik
Beniamino Raiola
Datenschutz
Den Datenschutzbeauftragten erreichen Sie unter: datenschutz@swp.de
Druck
Konradin Druck GmbH
Kohlhammerstraße 1-15
70771 Leinfelden-Echterdingen

November 2019

Editorial

Liebe Leser*innen,
heute vor 30 Jahren gingen besondere Bilder um die Welt. Bilder von Menschen, die sich weinend in die Arme nahmen. Die Hand in Hand die deutsch-deutsche Grenze überquerten. Die zusammen auf der Berliner Mauer feierten. Sie alle einte ein Traum. Der Traum von Freiheit, Gleichheit und einem geeinten Deutschland.

Was die Deutschen stattdessen bekommen haben, ist ein bis heute unvollendetes Projekt. Denn trotz Mauerfall und Wiedervereinigung: Ein Land bedeutet nicht Einheit. Zumindest noch nicht. Auch 2019 gibt es noch gravierende Unterschiede zwischen Ost und West: unterschiedliche Löhne, unterschiedliche Sichtweisen, unterschiedliche Perspektiven.

Und trotzdem: Die Bürger, die vor und am 9. November in Ostdeutschland auf die Straße gegangen sind, haben Deutschland für immer verändert. Sie haben den nachfolgenden Generationen ermöglicht, in einem Land aufzuwachsen, in dem Mauer, Kalter Krieg und Stasi-Verbrechen nur noch in den Geschichtsbüchern existieren.

Daher ist es etwas Besonderes, dass wir dieses Magazin schreiben durften. Denn wir sind Volontär*innen. Junge Journalist*innen aus Ost und West, aus drei Verlagshäusern, fast alle nach der Wende geboren. Für das Magazin haben wir uns mehrmals getroffen und monatelang gearbeitet.

Wir haben Gewaltopfer, Wende-Pfarrer und andere Personen interviewt, die uns ihre Geschichte erzählt haben. Wir haben Streitgespräche moderiert. Und wir haben uns gefragt, was Deutschland heute noch trennt und was es eint. Das Ergebnis ist ein Magazin, das Gegensätze vereint: Glück und Leid, Vergangenheit und Zukunft, Einheit und Vielfalt.

Zu dieser Vielfalt gehört auch, dass wir mit Genderstern schreiben, um alle Geschlechter anzusprechen. Denn egal ob Mann, Frau oder divers: Wir haben alle eine gemeinsame Heimat. 82 Millionen Menschen, ein Land: Deutschland.

Christian Kern
Volontär
Südwest Presse

„Das war **echte Pionierarbeit** damals“

Die Fantastischen Vier Die Hip-Hopper Michi Beck, Smudo, And.Ypsilon und Thomas D sind seit 30 Jahren erfolgreich. Dass aller Anfang schwer ist, mussten auch sie lernen – vor allem im Osten.

Von Annika Funk und Conradin Walenciak

Hip-Hopper mit Mut zur Frisur: Die Fantastischen Vier bestehend aus And.Ypsilon, Smudo, Thomas D und Michi Beck (v.l.) im Jahr 1993. *Foto: Imago*

Im Juli 1989, also kurz vor dem Mauerfall, traten vier Stuttgarter Musiker zum ersten Mal gemeinsam auf, die später die Hip-Hop-Szene in Deutschland entscheidend mitprägen sollten – Die Fantastischen Vier. Im Gespräch erzählen die Bandmitglieder Smudo und Michi Beck von ihren Erinnerungen an abstruse Konzerte, den Mauerfall vorm Fernseher und Schulausflüge in den Osten.

Die Musiker haben vom Fall der Mauer profitiert: Michi Beck (l.) und Smudo von den Fantastischen Vier sitzen im Backstage-Bereich kurz vor einem Konzert in Dresden. *Foto: Christina Sleziona*

Durch den Mauerfall hattet ihr die Möglichkeit, eure Musik auch den Menschen im Osten des Landes vorzustellen. Könnt ihr euch noch an euer erstes Konzert im Osten erinnern?

Smudo: Ja. Das war unvergesslich. Das war in Dresden.

Michi Beck: Das war kurz nach der Wende – und wirklich abstrus. Wir haben in der Dresdner Uni-Mensa vor Studenten gespielt. Keine Sau kannte uns und alle wollten die ganze Zeit Udo Lindenberg hören. Das war in so einem ollen, miefigen Saal, die Studenten alle hinten an der Wand, wir auf der Bühne und dazwischen der leere Raum. Als nach unserem Auftritt unser Manager auch noch Hip-Hop-Musik aufgelegt hat, waren die Leute dann völlig verwirrt. Sie konnten damit einfach nichts anfangen. Das war echte Pionierarbeit damals.

Smudo: Also alle Beteiligten – die Zuschauer wie auch wir – hatten echt einen scheiß Abend.

Als die Mauer gefallen ist, wart ihr Anfang 20. Wie habt ihr denn diesen Tag miterlebt?

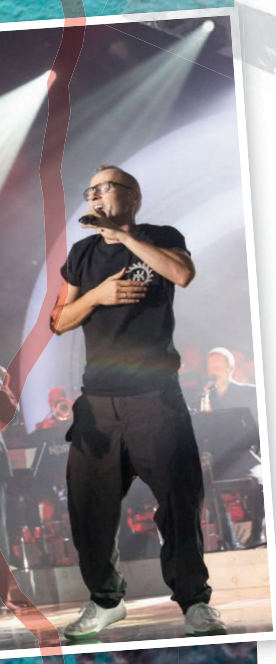
Smudo: Ich erinnere mich, als ob das gestern gewesen wäre. Ich hab das im Wohnzimmer meiner Eltern im Fernsehen gesehen. Ich war 21 Jahre alt – und ich musste weinen. Mich hat das sehr gerührt. Einige meiner Verwandten haben in den Jahren vor dem Mauerfall über die Grenze gemacht. Was gerade noch wie festgemauert dastand, fällt plötzlich einfach weg.

Hattet ihr vor der Wende schon Berührungspunkte mit der DDR?

Smudo: Ich habe wenige Jahre vor dem Mauerfall mit der Schule eine Klassenreise durch die DDR gemacht und dort sehr viele Leute und die Stimmung kennengelernt. Es gab zum einen die Linientreuen, die gesagt haben, dass die beiden deutschen Hälften doch wirklich sehr verschieden sind. Wir haben aber auch Leute getroffen, die das Leben in der DDR sehr schwierig fanden und sich beispielsweise einfach nur wünschten, mal in Westeuropa Urlaub zu machen.

Michi Beck: Also ich hatte gar keinen Bezug zur DDR. Das hat mich ehrlich gesagt überhaupt nicht interessiert. Wenn du dort keine Verwandten hattest und auch nie hingefahren bist, war das wie ein anderes Land. Es war ja nicht so, dass man das Gefühl hatte, die Leute in der DDR wären unsere Brüder oder so. Heute bereue ich es total, dass ich nicht zu DDR-Zeiten . . .

In ihrem Element: And.Ypsilon, Smudo, Michi Beck und Thomas D. (v.l.) performen auf der Bühne. *Foto: Christian Charisius/dpa*



Smudo: (lachend) Dass du es nicht genossen hast?
Michi Beck: Nein, dass ich damals nicht schon in Berlin war. Ich lebe jetzt seit 18 Jahren in Berlin und habe es gar nicht getrennt miterlebt. Das finde ich echt schade, weil der Unterschied ja schon krass ist. Ich war damals echt so ein bornierter Kiff-Wessi-Teenie, der sich eher für die neue Hip-Hop-Musik aus den USA interessiert hat. Ich hab eher in die andere Richtung geguckt. Und auf einmal war Deutschland viel größer, ohne dass ich es großartig mitbekommen habe. Natürlich sieht man das dann im Fernsehen, aber ich hab das nicht so zusammengebracht, dass wir jetzt wieder ein vereintes Land sind. Das kam erst später wirklich bei mir an.
Smudo: Jetzt hast du aber auch ganz schön lange gebraucht, um zu sagen, dass du von damals eigentlich nichts weißt.

Seid ihr anfangs mit irgendwelchen Vorurteilen in den Osten gefahren?
Smudo: Ne, also wir hatten eigentlich keine direkten Vorurteile. Durch meine Erfahrungen bei den Schulausflügen hatte ich auch schon den Eindruck, dass die Kultur in der DDR im Grunde die gleiche war wie in der Bundesrepublik. Da sprachen alle die gleiche Sprache, bezahlt wurde in Mark, mittags gab es Sauerkraut und Klöße und später Kaffee und Kuchen. Diese ganzen Unterschiede zwischen West und Ost, die später so aufgemacht wurden, haben für uns zu dem Zeitpunkt keine Rolle gespielt.

Denkt ihr heute noch in Ost und West? Also typisch Osten, typisch Westen?
Michi Beck: Ja, viel.
Smudo: Ja, schon viel.
Michi Beck: Es gibt natürlich super viele Vorurteile. In Berlin bekomm ich das ja selber mit. Ein Klischee ist, dass die Wessis Ostberlin gentrifizieren und die Alteingesessenen mit ihrer West-Kohle aus den Traditionsbezirken verdrängen. Und andersherum ist oft so die Denke, dass die Wessis sich als was Besseres fühlen: „Die Ossis sind ja schließlich noch gar nicht so lange richtige Deutsche." Das sind alles so Sachen, die erstaunlicherweise wirklich lange brauchen, um aus den Köpfen zu verschwinden.

Müsste das bei der Generation, die die DDR gar nicht mehr miterlebt hat, nicht eigentlich schon verschwunden sein?
Michi Beck: Das stimmt. Vielleicht empfinden wir das auch nur so, weil wir diese Zeit noch miterlebt haben.
Smudo: Ich glaube auch, dass es sehr stark am Alter hängt, wie stark die Vorurteile ausgeprägt sind. Trotzdem finde ich, dass viele Vorurteile stimmen oder zumindest auf der Wahrheit fußen. Allerdings habe ich den Eindruck, dass das Bemühen, West und Ost miteinander zu vermählen, von beiden Seiten aus groß ist.

„Die Mauer steht in vielen Köpfen noch."

Die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland werden also geringer?
Smudo: Auf der kulturellen Ebene zumindest. Allerdings kann ich mir auch gut vorstellen, dass es sich aus Ost-Sicht doof anfühlt, wenn die ganze West-Kultur so über einen kommt – also die ganzen Feiertage oder so etwas. Dass deshalb dann eine Entwurzelung stattfindet, ist für mich ein sehr nachvollziehbares Gefühl. Auch was die Bezahlung, die Arbeitsplätze und die infrastrukturellen Unterschiede betrifft, ist schon noch ein weiter Weg zu gehen.
Michi Beck: Ja, aber nur teilweise. Und das ist das Ding. Ich glaube, im ostdeutschen Raum fühlen sich viele abgehängt – und solche Fälle mag es regional bestimmt auch geben. Wenn man dann aber mal ins Ruhrgebiet oder in andere Teile von Westdeutschland reinschaut, ist es mindestens genauso beschissen wie in Teilen von Ostdeutschland.
Smudo: Also, ich glaube der Punkt ist, dass es einen Unterschied gibt zwischen denen, die wirklich abgehängt sind, und denen, die denken, sie wären abgehängt, es aber eigentlich gar nicht sind. Und bei der Angst vor dem Abgehängt-Sein greift dann der Populismus.

Gemeint sind damit sicherlich die Wahlerfolge der AfD.
Smudo: Genau. Ich glaube, das größte Problem, warum in Ostdeutschland viel AfD gewählt wird, hängt mit der schwachen Infrastruktur zusammen. Wenn man da mal rausfährt in die ganzen Käffer, da wo die Gegenden wirklich ausbluten, da hast du als Jugendlicher ja einfach nichts außer vielleicht einem grünen Baum. Da kannst du dir dann billig tschechisches Crystal Meth besorgen und musst ja allein schon aus Protestgründen gegen alles und jeden sein. Das ist ein Riesenproblem, das übersehen wurde. Das müssen wir jetzt alle miteinander anpacken, damit wir das alle möglichst schnell mit möglichst wenig Schaden hinter uns gebracht bekommen.
Michi Beck: Ich glaube, dass viele Menschen in Ostdeutschland den „Osten" aber auch als willkommene Ausrede benutzen, so als Anti-Hybris. Wenn es ihnen schlecht geht, liegt das daran, weil sie ja halt hier im Osten sind. Das wird dann gerne mal vorgeschoben.
Smudo: So eine Art Opferhaltung.
Michi Beck: Ja, genau. Ich habe den Eindruck, die wird im Osten öfter gebraucht als in strukturschwachen West-Regionen. „Was soll ich machen? Ich bin in Duisburg aufgewachsen. Aus mir kann ja nichts werden": Das hört man eher selten.

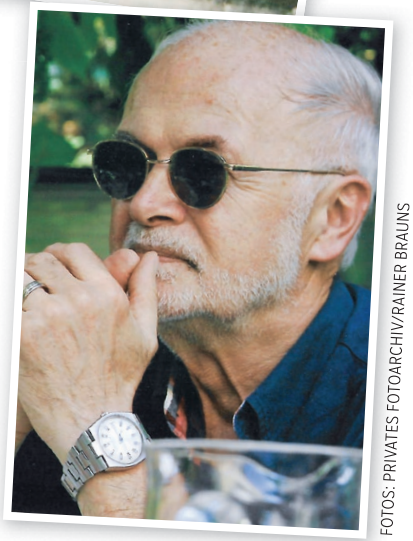
Gibt es noch eine Mauer in den Köpfen der Leute oder sind wir mittlerweile ein Land?
Smudo: Also, ich glaube, dass die Mauer in vielen Köpfen noch steht und nur zu Teilen eingerissen ist. Das kommt auch ganz darauf an, wo man zu Hause ist. Mein Gefühl ist, dass die Unterschiede zwischen Ost und West im Denken, im Leben und in den Ansprüchen, die an einen Staat oder an eine Gemeinschaft gestellt werden, zum Teil noch sehr groß sind.

@ Die Langfassung des Interviews und ein Video finden Sie auf **www.einland.net/fanta4**

FOTO: © HANOHIKI/SHUTTERSTOCK.COM

Die **Schatten** der Vergangenheit

Spionage Der Verrat, das Schweigen, die Hintergründe – erst nach mehr als 50 Jahren kommt das geheime Doppelleben der Familie Brauns zur Sprache. *Von Jana Reimann-Grohs*



FOTOS: PRIVATES FOTOARCHIV/RAINER BRAUNS

Der Familienwagen in Blankenburg, 1963: Rainer Brauns, von Spionage nichts ahnend – 2019 sucht er immer noch Antworten.

An jenen Tag, als sich sein Leben „mit einem Schlag änderte“, kann sich Rainer Brauns noch sehr genau erinnern: Es ist Freitag, der 26. Februar 1965. Vor dem Elternhaus in Berlin-Blankenburg stehen drei fremde Autos. Als der ausgelernte Maschinenbauschlosser mit dem Gesellenbrief in der Hand nach Hause kommt, nieselt es. Die Haustür ist verschlossen. Er klopft. Ein Fremder im dunkelblauen Anzug öffnet ihm. „Herr Brauns, ich muss Sie darüber informieren: Ihre Eltern sind inhaftiert worden wegen Agententätigkeit. Richten Sie sich bitte darauf ein, dass Sie sie eine lange Zeit nicht wiedersehen können und werden. Rückfragen haben jetzt keinen Sinn.“ Während der oberste Vernehmer am Schreibtisch seines Vaters sitzt, wird der 20-Jährige immer wieder von Mitarbeitern der Staatssicherheit (Stasi) befragt. Danach darf er auf sein Zimmer zurück, das Haus aber nicht verlassen oder Kontakt zur Familie aufnehmen.

Schwerwiegende Vorfälle

Einiges sei inzwischen verblasst, sagt Rainer Brauns. Der heute 74-Jährige sitzt am Tisch seines Arbeitszimmers in Berlin-Wilhelmsruh und geht innerlich mehrere Jahrzehnte zurück. Das geheime Doppelleben seiner Eltern aufzuarbeiten, fällt ihm schwer – er ist immer noch auf der Suche nach Antworten. In seiner ungewöhnlichen Familiengeschichte werden die Eltern vom DDR-Staat als feindliche Spione enttarnt. Margarete Brauns wird zuhause in Ost-Berlin festgenommen, ihren Mann Erich fängt die Stasi auf dem Weg zur Arbeit ab. Das Ehepaar hatte im Auftrag des westdeutschen Bundesnachrichtendienstes (BND) spioniert.

Düstere Vorahnungen

Rainer Brauns wusste bis dahin nicht, dass es in seiner Familie BND-Spitzel gab. Manches habe er aber schon als Kind geahnt, weil er sich „über die Dinge im Alltag wunderte“, sagt er. Auch darüber, wie Pakete zu ihnen kamen, sie besaßen den ersten Fernseher in der Straße, ein Auto, der Vater bekam eine teure Uhr. „Ich habe mich dann gefragt: Wie wird das eigentlich finanziert?“

Der Junge wagte nicht, nachzuhaken. Sein Vater war eine Autoritätsperson und zog sich oft zum Arbeiten an den Schreibtisch zurück. Warum er sich auf die Spitzeleien einließ, bleibt für Rainer Brauns bis heute ein Rätsel: „Es passt nicht zu ihm, so wie ich ihn kennengelernt habe. Er war immer fleißig, arbeitsam, gründlich, gewissenhaft.“ Habe der Ingenieur mal nicht am Schreibtisch gesessen, sei er mit Gartenarbeit beschäftigt gewesen.

Spionage war eher etwas für seine staatsfeindliche Mutter – „eine sehr intelligente Frau“, resümiert Brauns, mit der sich schwer über Politik diskutieren ließ. „Sie war keine Freundin der DDR. So bin ich auch erzogen worden. Als ich bei den Pionieren eintreten wollte, sagte sie nur: Was willst du in dem Verein?“

Rainer Brauns wuchs mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Rolf auf. Die Großmutter wohnte mit im Elternhaus. Heute lebt Brauns im Nachbarbezirk. Mit seiner Frau Regina hat er selbst zwei erwachsene Söhne und mehrere Enkelkinder. Von »

Elbe-Elster Klinikum

ELSTERWERDA
FINSTERWALDE
HERZBERG

Illustration: diepiktografen.de, Foto: shutterstock.com

Wir suchen:

- Ärzte (m/w/d) in versch. Fachrichtungen
- Medizinisch-technische Radiologieassistenten (m/w/d)
- Gesundheits- und Krankenpfleger (m/w/d) für unterschiedliche Bereiche.

Die ausführlichen Stellenausschreibungen finden Sie auf unserer Homepage.

WIR SUCHEN SIE

In guten Händen

Flache Hierarchien, Gestaltungsspielraum sowie ein angenehmes Arbeitsklima sind bei uns selbstverständlich. Junge Ärzte können in Elbe-Elster große Teile ihrer Facharzt-Weiterbildung absolvieren, außerdem werden Medizinstudenten mit einem Stipendium unterstützt. Für den pflegerischen Nachwuchs stehen in jedem Jahr zwölf Ausbildungsplätze bereit. Werden Sie Teil des erfolgreichen Teams!

Die Zentren

Zum Klinikum gehören ein Endoprothetikzentrum, das Endoskopiezentrum Südbrandenburg und ein Traumazentrum.

Patienten und Bettenzahl

Mit 454 Planbetten, 30 tagesklinischen Plätzen und etwa 1.000 Mitarbeitern versorgt das Elbe-Elster Klinikum jährlich rund 40.000 stationäre und ambulante Patienten.

Das MVZ Elbe-Elster

Unsere Praxen befinden sich in Dahme, Elsterwerda, Falkenberg, Finsterwalde, Großthiemig, Grünewalde, Herzberg, Lauchhammer, Massen, Sallgast und Schipkau.

Die Fachabteilungen

Anästhesie und Intensivmedizin, Chirurgie mit Teilbereich Orthopädie, Gynäkologie und Geburtshilfe, Innere Medizin, Pädiatrie, Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik, Radiologie.

Die EE Klinikservice GmbH

Die Klinikservice GmbH ist unter anderem für das Catering in den drei Krankenhäusern der Region zuständig. Hier werden täglich 750 Mittagessen gekocht und serviert.

www.ee-klinikum.de

außen betrachtet ein normales Familienleben seit Generationen. Wenn da nicht die Spionage-Vergangenheit seiner Verwandten wäre. Durch die Buch-Recherchen seines Sohnes Dirk, der die Familiengeschichte als Vorlage für den 2019 erschienenen Spionage-Roman „Die Unscheinbaren“ nutzte, kommen die Doppelleben ans Tageslicht.

Die Verwandtschaft aus West-Berlin soll für die Anwerbung der Brauns verantwortlich gewesen sein. Schwager Alfred war dort als V-Mann für den BND tätig und fragte den Vater regelmäßig über geplante Projekte bei dessen Arbeitgeber Veb Inex Industrieanlagen-Export aus. Von 1956 an lieferte Erich Brauns gegen Geld Informationen. „Mein Vater hat in der DDR einen Schaden in Millionenhöhe angerichtet“, betont Rainer Brauns. Nötig gehabt hätte der Abteilungsleiter das

„Mein Vater hat in der DDR einen Schaden in Millionenhöhe angerichtet."

Spionieren wohl nicht. Er sei kein Genosse gewesen, verdiente „ganz DDR-untypisch gutes Geld“.

Margarete Brauns muss ihren Mann zur Spionage „überredet“ haben, ist sich Rainer Brauns sicher. Damals war er elf, sein Bruder neun Jahre alt. Das Ehepaar riskierte, ihre Kinder zu verlieren – solche Geschäfte hätten sie ausschlagen müssen, wirft Brauns seinen verstorbenen Eltern vor. „Mein Bruder und ich wären damals bei einer Verurteilung ins Waisenhaus gekommen.“

Geheimtinte und Pakete

Bis die Berliner Mauer am 13. August 1961 hochgezogen wurde, gingen Margarete und Erich Brauns öfter abends in West-Berlin aus und trafen sich dort mit

FOTOS: PRIVATES FOTOARCHIV/RAINER BRAUNS

Familienspione: Margarete Brauns, 1955 am Fenster ihres Eigenheims; Erich Brauns in den 1950er Jahren.

Verwandten. Zum „netten“ Onkel Alfred und zur Patentante Ilse bestand immer guter familiärer Kontakt. Danach hatte er sie aber nie wieder gesehen, erzählt Brauns: „Für meine Eltern muss das dann ganz schrecklich gewesen sein. Vorher haben sie viele Informationen durch direkten Kontakt vermitteln können. Das war nun alles nicht mehr möglich.“ Doch die Spionage ging mit Geheimtinte und Paketen weiter. Margaretes Mutter sprang als unwissende Kurierin präparierter Briefe ein, wenn sie in den Osten reisen durfte.

Erich Brauns musste 15 Jahre ins Gefängnis, Margarete Brauns 8 Jahre. So schockierend das geheime Doppelleben seiner Eltern war – nach ihrer Verhaftung war der junge Rainer Brauns vor allem mit dem Einzug ihres Vermögens und offenen Rechnungen überfordert. Nur Haus und Grundstück gehörten laut Grundbuch der 82-jährigen Großmutter. Eine Schenkung an die Enkelsöhne rettete das Erbe. Der mühevoll abbezahlte Familienbesitz konnte nach dem Tod der Großmutter verkauft werden.

Vor kurzem ist Rainer Brauns seinem Sohn Dirk zuliebe zum Elternhaus zurückgekehrt. Aber nur, um es von weitem anzusehen. Er will die neuen Besitzer*innen nicht in die heikle Familiengeschichte hineinziehen. Dafür begleitet er seinen ältesten Sohn auf Lesungen oder stellt sich als Zeitzeuge zur Verfügung. Kein leichter Akt, die erneute Auseinandersetzung fordert den 74-Jährigen.

Getrennte Wege

Im Gegensatz zu Bruder Rolf, der Ende der 60er Jahre offiziell nach Westdeutschland ausreiste, blieb Rainer Brauns aus politischer Überzeugung in Ost-Berlin und schlug das Angebot auf Familienzusammenführung aus. Er entschied, seiner späteren Frau Regina und der pflegebedürftigen Großmutter zur Seite zu stehen.

Sein Traum vom Medizinstudium war allein wegen der Agententätigkeit seiner Eltern geplatzt. Er wäre angenommen worden, erzählt Brauns, den Platz fürs Praktische Jahr im Krankenhaus hatte er schon. Nach seinem Wehrdienst bei der Nationalen Volksarmee orientierte sich der 22-Jährige mit einem Finanz-Studium ins Bankenwesen um. Er machte Karriere, erst in der Deutschen Notenbank und späteren Staatsbank der DDR, dann in der Deutschen Außenhandelsbank AG. Aus Unterforderung promovierte Brauns in Wirtschaft. Er hätte im Westen Sportarzt werden können, sagt der Rentner rückblickend – so habe er im Osten „das Beste daraus gemacht“.

Vergebliche Bemühungen

Bleibt nur die quälende Frage, warum die Eltern spionierten. „Manche Dinge hätte ich früher ansprechen sollen“, resümiert der 74-jährige. Aber schon zu Lebzeiten war den beiden nicht auf die Spur zu kommen. Einige Male habe er seinen Vater noch im Gefängnis besucht, bevor dieser nach vier Jahren in einer Gruppe von 21 politischen DDR-Häftlingen gegen den 1961 enttarnten Doppelagenten Heinz Felfe getauscht und in die BRD überführt wurde, berichtet

BND-Akten der Familie Brauns, aus dem Archiv in Pullach bei München

FOTO: PRIVATES FOTOARCHIV/RAINER BRAUNS

Brauns. Die Mutter wurde nach zwei Jahren freigekauft und konnte in West-Berlin ein neues Leben beginnen.

Bei späteren Besuchen seiner Eltern in Ost-Berlin versuchte der junge Mann schon, das Schweigen zu brechen. Er scheiterte. „Das wurde sofort abgeblockt – mein Vater hätte sofort seinen Hut genommen und wäre gegangen.“ Auch nach dem Tod Erich Brauns 1982 gab es „keine Chance“ auf eine Aussprache, bedauert er. „Ich hätte gerne mit meiner Mutter über ihre Beweggründe gesprochen. Obwohl mir klar war, warum sie das gemacht hat: wegen ihrer Haltung und für das Materielle. Aber sie hat abgewimmelt oder gesagt, es spiele keine Rolle.“

Angst vor neuen Skandalen

Als der Rentner gemeinsam mit seinem Sohn Dirk 2017 in den Archiven von BND und Stasi nach Familienmitgliedern sucht, taucht auch Rainer Brauns Name auf. Im Archiv der Stasi-Unterlagen-Behörde existiert eine umfangreiche Dokumentation seiner Überwachung, wie Rainer Brauns erfuhr: „Ich war umgeben von Leuten, die sehr viel über mich sagen konnten und das auch gemacht haben“.

Doch konkreter will er es lieber nicht wissen. Der Berliner hatte seine Stasi-Akte selbst angefordert und den Termin kurzfristig wieder abgesagt. Zu groß war die Gefahr, ein weiteres Mal enttäuscht zu werden. „Mir hat das schon mit meinem Vater gereicht – die 1000 Seiten, die ich da gesehen habe. Sie können da genau sehen, wer das war. Namen werden zwar geschwärzt, aber aus dem Zusammenhang heraus ergibt sich ja, wer das war.“

Er werde keinen neuen Antrag auf Akteneinsicht stellen, sagt Rainer Brauns nachdrücklich: „Ich möchte nicht sehen, was andere über mich gesagt oder geschrieben haben, wo ich eine bestimmte Ahnung hatte. Ich könnte sehr erschreckt sein über Namen, die ich da entdecke.“

Während ein großer Teil seiner Vergangenheit weiter in den Akten ruht, ist aber die Spionage-Geschichte der Familie Brauns noch lange nicht zu Ende. Was niemand ahnte: Bruder Rolf führte das Vermächtnis seiner Eltern fort und geriet zwischen die Fronten ost- und westdeutscher Geheimdienste. Der promovierte Tierarzt soll für beide Seiten tätig gewesen sein. Doch vieles bleibt nach wie vor aufgrund nicht zugänglicher BND-Akten im Dunkeln. Rolfs mysteriöser Tod 1998 – angeblich Selbstmord – ist bis heute nicht ganz aufgeklärt. ■

@ Ein Interview mit dem Buchautor Dirk Brauns lesen Sie unter **www.einland.net/bnd**

Spionage-Roman

Spannendes Familienschicksal: Enkel Dirk Brauns schreibt über die Spionage-Vergangenheit seiner Großeltern (Galiani Berlin, 2019).

30 Jahre Mauerfall
1989-2019

Ein Land – Ost und West wachsen weiter zusammen

Hanns Seidel Stiftung

Die Hanns-Seidel-Stiftung leistete von Anfang an einen Beitrag:

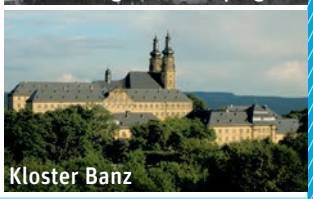
- 1989 Eröffnung Verbindungsstelle Berlin mit Politischer Bildung für die Gebiete der späteren Länder Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern
- 1990 Eröffnung Verbindungsstelle Leipzig mit Seminaren für die Gebiete Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen
- Kloster Banz anfangs als „deutsch-deutsches Begegnungszentrum“ – heute Bildungszentrum mit Strahlkraft für Politische Bildung in ganz Deutschland

Wir setzen uns in Deutschland und in über 70 Ländern der Welt für Demokratie, Frieden und Entwicklung ein.

Theo Waigel
Leipzig, Feb. 1990
Foto: Winfried Rabanus/ACSP

Verbindungsstelle Berlin

Verbindungsstelle Leipzig


Kloster Banz

Politische Bildung | Politikanalyse | Stipendienprogramme | Europäischer und Transatlantischer Dialog | Internationale Zusammenarbeit | Mehr unter www.hss.de

www.hss.de

FOTO: KATRIN STAHL

Nach fünfeinhalb Jahren kehrte Hubert Wicker in den Südwesten zurück. Noch gut erinnert sich der 71-Jährige an die Zeit in Dresden.

„Das ist eine **historische Stunde**“

Verwaltung Von Stuttgart nach Dresden: Der Baden-Württemberger Hubert Wicker wurde 1991 Staatssekretär im sächsischen Innenministerium. *Von Liesa Hellmann, Verena Köger und Katrin Stahl*

Hubert Wicker hat im Osten Karriere gemacht. Nach der Wende verließ er seine Stelle als stellvertretender Abteilungsleiter im baden-württembergischen Innenministerium und zog nach Dresden. Im sächsischen Innenministerium arbeitete er fünfeinhalb Jahre lang als Staatssekretär. Was bedeutete der Wechsel für den Baden-Württemberger damals – und wie sieht er ihn heute? Wir haben den 71-Jährigen in Stuttgart getroffen.

Herr Wicker, waren Sie vor dem Mauerfall schon einmal in Ostdeutschland?

Hubert Wicker: Ein paar Mal war ich damals im Rahmen von Studienreisen in Ostberlin. Aber ich habe dort keine Verwandten, meine Familie kommt von der Schwäbischen Alb. Um ehrlich zu sein, hat uns das eigentlich auch nicht so sehr interessiert. Schließlich haben wir ohnehin gedacht, dass wir nicht mehr zusammenkommen.

„Westdeutschland war auf die Wiedervereinigung nicht vorbereitet."

Aber dann kam alles anders. Nach der Vereinigung wurden Sie Staatssekretär im sächsischen Innenministerium.

Im Sommer 1991 wurde ich gefragt, ob ich bereit wäre, rüber zu gehen. In der Hierarchie bin ich dadurch zwei Stufen höher gerückt – natürlich auch ein reizvoller Punkt. Ich war immer skeptisch, wenn sich Leute aus Westdeutschland bei mir beworben haben und nur von Idealismus sprachen – das klang unwahrhaftig. Außerdem war meine Tätigkeit in Dresden auch zehnmal spannender als in Stuttgart. Und es gab mehr Arbeit als hier (lacht). Ich habe einfach gemerkt: Das ist jetzt eine historische Stunde, und bei diesem Prozess will ich dabei sein. Ich habe gedacht: Ich riskiere es.

Welche Aufgaben hatten Sie als Staatssekretär?

Die erste Aufgabe war der Aufbau des Ministeriums. Es war notwendig, mehrheitlich Beamte aus dem Westen unter einen Hut zu bekommen. Es gab aber auch zwei Gruppen von Einheimischen, die sich nicht ganz grün waren. Die eine war Träger des alten Systems, die andere fühlte sich dem Widerstand zugehörig. Das alles zusammenzufassen, war nicht einfach. Eine Herkulesaufgabe war es, die Polizei zu demokratisieren und einen anderen Spirit hineinzubekommen, als es noch bei der Volkspolizei der Fall war. Auch die Einführung der Gebietsreform war nicht leicht, damals haben wir die Zahl der Landkreise fast um die Hälfte reduziert. 22 Städte verloren das Landratsamt. Das war ein Verlust an Prestige und Arbeitsplätzen. Es mussten Entscheidungen fallen, die hart waren.

Sind Sie auf Widerstand gestoßen?

Es gab Diskussionen, bei denen mir entgegengehalten wurde, dass ich etwas nicht verstehe, weil ich Wessi bin. Und das hat man bei mir aufgrund meiner Sprache immer sofort erkannt. Ich habe einen ostdeutschen Geografen für die Kreisgebietsreform eingestellt, der reines Sächsisch gesprochen hat. Ich fand es besser, dass er im breiten Sächsisch einem Bürgermeister erklärt, dass er die Eigenständigkeit verliert, als wenn ich das im breiten Schwäbisch mache.

Hätte man rückblickend etwas anders machen müssen?

Man muss sagen, Westdeutschland war auf die Wiedervereinigung nicht vorbereitet. Auf der anderen Seite gab es den starken Wunsch, dass in Ostdeutschland wieder fünf Länder, die es so in etwa einmal gab, entstehen. Hätte man in größeren Räumen geplant, bräuchte man weniger Verwaltungen, Ministerpräsidenten und so weiter. Aber das wäre nicht durchsetzbar gewesen. Es wäre auch nicht akzeptiert worden, wenn wir gesagt hätten: Wir schieben die deutsche Einheit fünf Jahre hinaus. Die D-Mark wurde zum 1. Juli 1990 eingeführt, bevor die Einheit überhaupt da war. Die Leute haben gesagt, entweder kommt die D-Mark zu uns oder wir kommen zu euch. Und an der Freizügigkeit hätte man ja nichts ändern können.

Wie viele Westdeutsche und wie viele Ostdeutsche haben im Innenministerium in Sachsen gearbeitet?

Etwa ein Viertel bis ein Drittel der Mitarbeiter waren Westdeutsche. Aber man muss schon sagen: Je höher es ging, desto mehr Leute waren aus Westdeutschland vertreten.

Noch heute beträgt der Anteil von Ostdeutschen in Führungspositionen in Ostdeutschland laut einer Studie der Universität Leipzig etwa 23 Prozent, in ganz Deutschland sind es lediglich 1,7 Prozent. Für Sie – und viele andere Westdeutsche – bedeutete der Wechsel nach Dresden indes einen Karrieresprung.

Natürlich ist das problematisch, keine Frage. In Ostdeutschland galten ab dem 3. Oktober 1990 westdeutsche Gesetze und die Marktwirtschaft. Deswegen war es unumgänglich, dass relativ viele der führenden Positionen von Westdeutschen besetzt wurden. Die 40 Jahre DDR haben das Land und zum Teil auch die Menschen zerstört. Manche wollen auch keine Verantwortung übernehmen, schließlich muss man dann auch für die Entscheidungen geradestehen. Es ist mit Sicherheit ein Nachteil, dass noch heute viele Führungskräfte in Ostdeutschland Westdeutsche sind und es ist ein Nachteil, dass kein großes Unternehmen seinen Sitz in Ostdeutschland hat. Ich sehe das mit großer Sorge. Ich dachte damals schon, dass es länger als eine Generation dauert, bis man zusammengewachsen ist; aber jetzt habe ich eher den Eindruck, dass es wieder mehr auseinandergeht. Hier können wir die AfD ignorieren, aber in Ostdeutschland können wir das nicht.

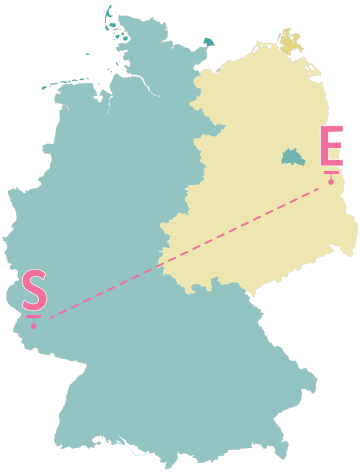
Ihr Caravan-Spezialist auf
3.000 m² Hallen-Ausstellungsfläche
CARAVAN VERMIETUNG
ab
109 €
pro Tag
zzgl. Servicepauschale
u. Kaution
CARAVAN-PARK
BARNIM
Bei uns beginnt Ihr Urlaub.
Mo – Fr 08.00 – 17.30 Uhr | Sa 09.00 – 14.00 Uhr
Brückenstraße 9 | 16244 Schorfheide OT Finowfurt | Fax: 03335/45159-33 | info@caravan-park-barnim.de
HOTLINE: 03335/45159-0 | WWW.CARAVAN-PARK-BARNIM.DE

Der Freund von der anderen **Seite**

Kommunales Eisenhüttenstadt und das saarländische Saarlouis schrieben 1986 Geschichte – mit der ersten deutsch-deutschen Städtepartnerschaft. Eine vorsichtige Ost-West-Annäherung, die Schlagzeilen machte. *Von Katrin Stahl*

Das Erste, was Manfred Hoffmann auffiel, als er in Westdeutschland aus dem Bus stieg, war das Gras: „Das war irgendwie grüner als bei uns." Das war im Jahr 1987. Für den damals 30-Jährigen war es der erste Besuch im Westen. „Für uns war das eigentlich unerreichbar – so als ob man auf den Mond fährt."

Der Mond hieß in diesem Fall Saarlouis. Eine Kreisstadt im Saarland mit rund 30 000 Einwohnern. Hoffmann kam aus dem mehr als 800 Kilometer entfernten Eisenhüttenstadt. Nur wenige Monate zuvor hatten die beiden Städte Geschichte geschrieben, als sie eine deutsch-deutsche Städtepartnerschaft besiegelt hatten. Die erste überhaupt. Hoffmann war Tänzer im Eisenhüttenstädter Volkskunst-Ensemble. Es war die zweite Gruppe aus Eisenhüttenstadt, die dem Partner im Saarland einen Besuch abstatten durfte. „Das musste alles von der Stasi abgenickt werden", erinnert sich der heute 63-Jährige. Vorbereitet war ein mehrstündiges Show-Programm für das Stadtfest in Saarlouis. Außerdem sollte es Gelegenheit zum Austausch und Kennenlernen geben. „Das war schon irre", sagt Hoffmann.



831,6

Kilometer trennen das brandenburgische Eisenhüttenstadt und das saarländische Saarlouis. Die Route führt einmal quer durch Deutschland.

Erich Honecker sagte Ja

Saarlouis im Juli 2019. Trotz der sommerlichen Temperaturen ist es kühl im Wohnzimmer von Erich Pohl. Der 90-Jährige sitzt am Tisch, vor ihm stapeln sich dicke Aktenordner. Fotos, Zeitungsausschnitte, Rede-Manuskripte: Der ehemalige Sonderschulrektor hat alles über die Partnerschaft zwischen den beiden deutschen Städten gesammelt. „Hier können Sie alles nachlesen", sagt er immer wieder und deutet auf die Dokumente. Viel lieber erzählt er jedoch selbst. Als hauptamtlicher Kulturbeigeordneter in Saarlouis war er schließlich von Anfang an dabei. Der Nachmittag mit ihm wird zur Zeitreise in das noch geteilte Deutschland der 1980er Jahre.

Als die Stadt Saarlouis damals nach einer Partnerstadt jenseits der Mauer suchte, fiel die Antwort der Ständigen Vertretung der DDR in Bonn relativ kurz aus: Für eine Partnerschaft würden „die notwendigen Voraussetzungen" fehlen. Die Saarländer gaben nicht auf – und wandten sich direkt an Erich Honecker. Der stammte ursprünglich aus dem Nachbarkreis Neunkirchen. Auch Oskar Lafontaine, damals saarländischer Ministerpräsident, reiste nach Ost-Berlin, um den DDR-Staatschef von der Idee zu überzeugen. „Der hat dann noch ein bisschen Feuer gemacht", sagt Pohl und lacht. Honecker sagte schließlich Ja.

> „Es war eine Gehschule deutsch-deutscher Kontakte."
>
> **Erich Pohl**
> Saarlouiser

Die Wahl fiel auf Eisenhüttenstadt: Vorzeige-Retortenstadt des Kommunismus. „Wir nannten es immer Ei-Hü", erinnert sich Pohl. Gemeinsam mit einer Delegation reiste er Richtung Osten. Nach der Begrüßung stand für ihn fest: „So übel sind die doch gar nicht." Sein erster Eindruck von der Planstadt war: „Viele Kasernenbauten, aber doch ganz schön."

Der erste Entwurf der Vereinbarung habe, so Pohl, durchaus manche ideologische Formulierung enthalten. Auf Ausdrücke wie „staatliche Souveränität" oder „Friedensliebe des Sozialismus" legte die Eisenhüttenstädter Gruppe besonderen Wert. Alle Schritte mussten von der SED abgesegnet werden. Es war ein langes Ringen. Die vereinbarten Ziele lauteten schließlich: Austausch und Zusammenarbeit zwischen den kommunalen Einrichtungen und gesellschaftlichen Organisationen. Auf dem Programm: Informationsreisen und -gespräche, gegenseitige Besuche von Delegationen, Jugendgruppen und Künstler*innen.

Unterschrieben wurde der Vertrag am 19. September 1986 in Saarlouis, besiegelt am 6. Oktober 1986 in Eisenhüttenstadt. Handelte es sich tatsächlich um einen ersten Haar-Riss in der Mauer? Eine „Gehschule deutsch-deutscher Kontakte" nennt Pohl die Partnerschaft, und fügt mit einem Lächeln hinzu: „Natürlich waren wir als Stadt stolz." Innerhalb kürzester Zeit wurden Saarlouis und Eisenhüttenstadt zum Thema in den Medien – und das weltweit. „Sogar Fernsehteams aus Südkorea und den arabischen Staaten waren dabei", erinnert sich der 90-Jährige. In Deutschland waren die Reaktionen allerdings nicht immer positiv. Die Bild-Zeitung schrieb von einem „üblen Propagandapapier, (. . .) das nur Funktionärsreisen fördert". Der Normalbürger, so die Frankfurter Allgemeine Zeitung, bleibe außen vor: „Die Delegation von Saarlouis muss von allen guten Geistern verlassen gewesen sein, als sie so etwas akzeptierte."

Die Tänzer*innen und Musiker*innen des Eisenhüttenstäd-

Volles Programm erwartete die Besucher*innen aus Eisenhüttenstadt bei ihrem Ausflug ins Saarland.

Der Saarlouiser Erich Pohl im Interview.

FOTO: KATRIN STAHL

FOTOS: MANFRED HOFFMANN

ter Ensembles hatten auf jeden Fall eine gute Zeit im Saarland. Für sie ging es an diesem Mai-Wochenende 1987 an die Saarschleife, in die Saarlouiser Ford-Werke und ins Karl-Marx-Haus in Trier. „Wir hatten volles Programm von morgens bis abends, da musste man gut zu Fuß sein“, erinnert sich Manfred Hoffmann. Geschlafen wurde im Hotel. Zu enger Kontakt mit den Einheimischen war dann auch wieder nicht erlaubt. Alles offiziell, alles geordnet.

Erschlagen war Hoffmann vor allem von der großen Vielfalt. Eigens für die Besucher*innen aus dem Osten wurde am Sonntag das Kaufhaus in Saarlouis aufgemacht: Jeder bekam 60 DM und durfte sich etwas kaufen. „Wir wurden wirklich hofiert und herumgezeigt“, erinnert sich Hoffmann, „seht her, das sind die Eisenhüttenstädter.“ Negatives? Habe es eigentlich nicht gegeben – „außer, dass alles schon recht teuer war“. Und vielleicht die Abreise. Die kam nämlich ziemlich überstürzt.

Der Trommler verschwindet

In der Nacht von Samstag auf Sonntag verschwand plötzlich ein Mitglied aus der Gruppe der DDR. Der Trommler aus der Eisenhüttenstädter Band hatte sich heimlich abgesetzt, seine Flucht war anscheinend schon länger geplant. „Wir haben später erfahren, dass er sogar westdeutsches Geld in seinen Drums versteckt hatte“, erzählt Hoffmann, „doch zu dem Zeitpunkt wussten wir von nichts.“ Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Sogar die DDR-Vertretung in Bonn wurde informiert. Wie sollte es nun weitergehen? Ganz normal, entschieden schließlich die Verantwortlichen. „Wir hatten am nächsten Tag ja noch einen Auftritt“, sagt Hoffmann, „den mussten wir dann noch mit einem Ersatz-Trommler über Nacht komplett neu einstudieren.“ Im Anschluss hätten sich alle in den Armen gelegen und geheult – „aber mehr aus künstlerischer Perspektive, nicht aus politischer“. Aus Angst vor weiteren Fragen reiste die Gruppe dennoch etwas früher ab als eigentlich geplant. Wie später bekannt wurde, hatte sich der Musiker bei der Saarlouiser Polizei gemeldet, er wolle im Westen bleiben. Die befürchteten Repressalien blieben wider Erwarten aus.

> „Für uns war das eigentlich unerreichbar – so als ob man auf den Mond fährt.“
>
> **Manfred Hoffmann**
> Eisenhüttenstädter

Bis zur Wende wurden fast 60 deutsch-deutsche Städtepartnerschaften ins Leben gerufen. In dieser Zeit besuchten 626 Saarlouiser Eisenhüttenstadt und 465 Eisenhüttenstädter Saarlouis. Auch nach 1990 blieb der Kontakt zwischen den Partnerstädten bestehen – wenn auch in abgeschwächter Form.

Heute gibt es in Eisenhüttenstadt die Saarlouiser Straße und in Saarlouis die Eisenhüttenstädter Allee. Die Bürgermeister treffen sich ab und an zu Gesprächen. Die Freiwillige Feuerwehr besucht sich regelmäßig. Auf den Stadtfesten in West und Ost gibt es saarländischen Schwenker und Thüringer Rostbratwurst. Die meisten Bewohner*innen waren jedoch noch nie in der Partnerstadt – gerade die Jüngeren haben oft kein größeres Interesse. Eine deutsch-deutsche Städtepartnerschaft in einem seit fast 30 Jahre wiedervereinten Deutschland – ist das nicht überholt?

Denkt man. Und hört dann die Geschichte von Carmen und Michael Krüger. Der Eisenhüttenstädter und die Saarlouiserin haben sich über die Städtepartnerschaft kennengelernt. Beide waren im jeweiligen Tischtennisverein aktiv. Als die zwei Clubs 1991 gemeinsam eine Tour nach Frankreich machten, kam sich das Paar näher. Eine Fahrt nach München war für den damals 26-jährigen Michael Krüger der erste große Ausflug in den Westen.

Schon lange verheiratet

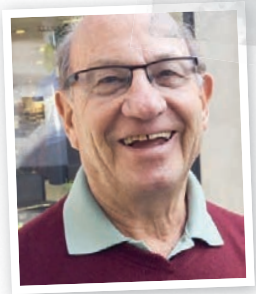
Der Bauingenieur hatte gerade sein Studium abgeschlossen und war auf Jobsuche. In Eisenhüttenstadt würde es nicht so einfach werden, das war ihm damals klar: „Ich wollte mich auf jeden Fall mal in Westdeutschland umhören“, erinnert er sich. Dann ging alles ganz schnell: „Im Juli fand unsere gemeinsame Fahrt statt, im Dezember habe ich dann einen Arbeitsplatz im Saarland gefunden.“ Mittlerweile sind die Krügers seit mehr als 20 Jahren verheiratet und wohnen zusammen in Saarbrücken. „Unterschiede zwischen ost- und westdeutscher Mentalität merken wir eigentlich nicht“, sagt Krüger und lacht.

Auch der 90-jährige Erich Pohl ist davon überzeugt, dass die Städtepartnerschaft zwischen Saarlouis und Eisenhüttenstadt auch heute noch eine Bedeutung hat: „Wenn etwas in einer schwierigen Zeit aufgebaut wurde, dann soll man das nicht einfach so zugrunde gehen lassen.“

Umfrage zum Mauerfall

So haben Menschen aus dem Südwesten den Mauerfall 1989 erlebt

Ulrich Walker (83) aus Neu-Ulm



„Ich habe mal in Berlin studiert und habe es noch vor dem Bau der Mauer kennengelernt, als man noch frei hin- und herpendeln konnte. Als sie dann stand, war das natürlich ein Schock. Umso größer war die Freude am 9. November. Man hat sich an diesem Tag ganz besonders gefühlt, weil Deutschland wieder vereinigt war. Ein großartiges Erlebnis."

Hanna Albrecht (58) aus Ulm

„1988 bin ich von Polen, einem sozialistischen Land, nach Deutschland gekommen. Ich konnte also gut nachvollziehen, was in der DDR los ist. Und dann saß ich ein Jahr später auf dem Sofa. Und plötzlich kommt im Fernsehen die Nachricht: Die Mauer ist gefallen. Da bekomme ich gleich wieder Gänsehaut, wenn ich daran denke. Am Anfang dachte ich, das ist nur ein Gag. Aber dann war es überall zu sehen. Diese Bilder, das war fantastisch. Wie ein Rausch."

Erwin Bergmann (58) aus Ulm

„Am liebsten wäre ich nach Berlin gefahren, wenn ich nicht so weit weg wohnen würde."

Bärbel Engelhardt (62) aus Ulm

„Die Freude, der Jubel. Meine Mutter hat das so mitgenommen. Sie war so erschüttert, so gerührt und hat bestimmt eine halbe Stunde lang geweint."

Franz Schindler (72) aus Ulm

„Man hat ja schon im Vorfeld mitbekommen, dass sich da was tut. Ich war überrascht, dass alles so ruhig abgelaufen ist, und habe immer gehofft, dass da keiner die Nerven verliert."

@ Die kompletten Fragen und Antworten im Video unter **www.einland.net/umfrageulm**

FOTOS: VERENA KÖGER/KATRIN STAHL

4-Raum 71 m² | 1.OG
Heinrich-Mann-Straße 17 // Obersprucke

- bezugsfertig saniert und renoviert
- Balkon und Keller
- Wannenbad mit Fenster
- moderne Fußböden in Parkettoptik
- **max. Ersparnis: 1.504 EUR***

Fernwärme; V: 72 kWh/(m²a), Bj.: 1965

376 EUR
Kaltmiete/Monat zzgl. NK

3-Raum 81 m² | 3.OG
Frankfurter Straße 6 // Altstadt

- Erstbezug ab 1.12.2019
- großer Balkon, Abstellkammer
- Bad mit Wanne, Dusche u. Fenster
- Blick auf und über die Neiße
- **max. Ersparnis: 1.944 EUR***

Zentralheizung (Gas); V: 144 kWh/(m²a), Bj.: 1950

486 EUR
Kaltmiete/Monat zzgl. NK

K24 – Dein Ideenladen, monatlich mietbarer Arbeitsplatz
Kirchstraße 24

- WLAN vorhanden
- Miete inklusive 19 % MwSt., Nebenkosten und Reinigung

Weitere Infos:
Telefon: (03561) 400-113
E-Mail: ricarda.weigel@guwo.de

K24 DEIN IDEENLADEN

200 EUR
Kaltmiete/Monat zzgl. NK

Anzeige

Jeder Patient ist willkommen

Zahnklinik mit eigenem Labor

Termin-Stopp für neue Patienten? Was in Deutschland üblich ist, kommt bei uns nicht vor. Für uns ist jeder neue Patient willkommen – ohne Einschränkungen.
In unserer Zahnklinik realisieren wir Behandlungen im Bereich der Prothetik, Implantologie, Endodontie und zahnärztlichen Prophylaxe auf höchstem medizinischen Niveau.
Einer der vielen Vorzüge von Med-Polska besteht darin, dass die Zahnklinik ein eigenes Zahnlabor hat. Auf das modernste ausgestattet werden hier prothetische Arbeiten wie z.B. Prothesen innerhalb weniger Stunden ausgeführt.
Auf Wunsch holen wir Sie auch vom Flughafen in Berlin und kümmern uns um Ihre Unterbringung

Unser erfahrenes Team garantiert Ihnen eine optimale Behandlung.

Der Weg zu Ihrem schönsten Lächeln

MEDPOLSKA
DENTAL HEALTH CARE

Zahnarztpraxis mit Schwerpunkt (Implantologie Straumann und Nobel)
Zahnersatz, Zahnbehandlung, Ästhetik
Zahnaufhellung (Laserbleaching)

Zweijährige Garantie!!!
nach deutschem Recht
auf Arbeit & Material

Zusammenarbeit mit deutschen Krankenkassen, mehr als 15 Jahre Praxiserfahrung

Eigenes Labor mit modernster Ausstattung. Garantiert ohne lange Wartezeit!

Wir sind Zahnspezialisten aus ganz Polen und Ihre Vorteile sind:

- qualitätsgesichert – zertifiziert & geprüft
- alle zahnärztlichen Leistungen unter einem Dach
- Korrekte & sichere Kostenabwicklung mit Ihrer Krankenkasse
- AOK-Kunden müssen nicht finanziell in Vorleistung gehen
- **Sparen Sie 50% – 80%** im Vergleich zu den Kosten in Deutschland
- KKH-Kunden erhalten Zahnersatz ohne finanzielle Vorleistung
- Unsere Klinik und Labor arbeiten mit der renommierten Straumann-Group zusammen.

AOK Die Gesundheitskasse.

straumann

Wir sprechen Deutsch • 69–100 Słubice • Kopernika 77 (Kopernikusstraße)
Telefon: DE (0 33 64) 50 25 - 83 • Telefon: PL + 48 9 57 58 - 43 49

Vereint in der **Feindschaft**

Konkurrenz Hertha BSC und Union Berlin teilen sich eine Stadt – und spielen seit der Saison 2019/20 beide in der Fußball-Bundesliga. Zwei Fans erzählen, wie aus Freundschaft Hass wurde.

Von Josephine Japke und Lukas Grybowski

Das Derby hat genau jetzt damit begonnen, dass diese Hurensohnbande aufgestiegen ist. Und Derby heißt Krieg um jeden Zentimeter in Berlin." Nur wenige Stunden nach dem Aufstieg von Union Berlin in die Fußball-Bundesliga im Mai 2019 kursierte eine WhatsApp-Nachricht durch soziale Netzwerke, die die Feindschaft zwischen dem 1. FC Union Berlin und Hertha BSC zusammenfasst. Publiziert auf der Instagram-Seite "herthaklebt" macht der Verfasser deutlich, was er von Union hält: „Jeder muss das Maximum an Hass und Gewalt aufbringen und alles dafür tun, dass diese Missgeburten wissen, dass sie Hertha BSC nicht gewachsen sind." Mittlerweile wurde der Post gelöscht.

Zusammenhalt in den 90ern

Die beiden Berliner Vereine sind zum ersten Mal direkte Konkurrenten in der höchsten deutschen Spielklasse. Sie begegnen sich in teils tiefer Abneigung. Vor 30 Jahren aber waren Feind*innen noch Freund*innen.

Im Januar 1990 kam es vor mehr als 60 000 Zuschauer*innen im Berliner Olympiastadion zum ersten sportlichen Vergleich in der Geschichte beider Vereine. Hertha gewann das Freundschaftsspiel 2:1. Gefeiert wurde dennoch auf beiden Seiten. „Wir halten zusammen wie der Wind und das Meer, die blau-weiße Hertha und der FC Union", war das Motto des Abends.

„Das war natürlich toll. Die Trabis haben geknattert, die Luft hat vibriert, und es war wirklich emotional. Es gab Leute, die nach 1961 das erste Mal wieder im Olympiastadion waren und Tränen in den Augen hatten", sagt der 59-jährige Manfred Sangel. Mehr als 30 Jahre lang moderierte er das Radio-Magazin „Hertha-Echo" und erinnert sich noch an die Zeiten, als die Berliner Mauer beide Fanlager nicht voneinander trennte, sondern vereinte.

Frühjahr 1979. „Deutschland, Deutschland!", rufen sich zahlreiche der 30 000 Zuschauer*innen im Wechselgesang im Stadion Juliska zu. Hertha BSC trifft im Europacup auf Dukla Prag und wird nicht nur von den eigenen Fans begleitet. „Wir aus Westberlin mussten nach links auf die Tribüne und, auf der anderen Seite waren Unioner", erinnert sich Manfred Sangel. „Wir haben gut gespielt und am Ende tatsächlich gewonnen, und dann schallten diese Rufe durchs Stadion, und alle haben mitgemacht. Das war ein derartiges Gemeinschaftsgefühl", berichtet der 59-Jährige.

Tiefe Freundschaft beim ersten Duell von Hertha und Union 1990.

Trotz Freundschafts-Schal waren die Fronten 2011 schon verhärtet.

Sportschau auf Opas Schoß

Olaf Forner, leidenschaftlicher Union-Fan, hat ebenfalls Erinnerungen an das Frühjahr 1979. In Ostberlin saß er auf dem Schoß vom Opa und folgte der „Sportschau", obwohl er schon lange im Bett sein sollte. Doch einen Monat nach dem Sieg gegen Dukla Prag traf Hertha im Halbfinale des Europacups auf Roter Stern Belgrad – und das konnte er sich doch nicht entgehen lassen!

„Abgesehen von den zehn Prozent, die im Stadion auch linientreu waren, hatten alle anderen Zuschauer auch einen Westverein, den sie verfolgt haben", erklärt Forner mit Bestimmtheit. Köln, Mönchengladbach, Hamburg, Bayern. In der Alten Försterei sei das normal gewesen. Wer auf seiner Kutte einen Westaufnäher hatte, war gut. „Und wer einen beschaffen konnte, der hatte auch einen Hertha-Aufnäher. Hertha gehörte dazu, weil dit is ooch Berlin", sagt er.

Buhlen um Aufmerksamkeit

Während der Teilung gab es viele Gründe, einander zu mögen. Beide Vereine teilten sich eine und doch nicht die gleiche Stadt, beide bedienten Arbeiter, beide Fanlager waren deutlich gegen die Mauer in ihrer Mitte. Eine sportliche Konkurrenz-Situation gab es nie. Die gab es auch nach der Maueröffnung nicht – und doch buhlte man plötzlich um vieles: Fans, Aufmerksamkeit und öffentliche Gelder.

Berlins ehemaliger Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit machte kein Geheimnis daraus, dass er Fan von Hertha BSC und Vereinsmitglied ist. So manchen Union-Fan verwunderte es deshalb nicht, als Hertha nach den beiden Abstiegen in die

FOTO 1: THOMAS WATTENBERG DPA/LBN
FOTO 2: J. JAPKE
FOTO 3: J. JAPKE
FOTO 4: HANNIBAL HANSCHKE/DPA

Der direkte Vergleich

Hertha BSC		1. FC Union
1892	Gegründet	1966
36 500	Mitglieder	30 000
Olympiastadion	Stadion	Stadion a. d. Alten Försterei
74 475	Kapazität	22 012
64 Prozent	Auslastung	97 Prozent
223 Millionen Euro	Marktwert der Mannschaft	35,45 Millionen Euro
Deutscher Meister 1930, 1931; Deutscher Vize-Meister 1926, 1927, 1928, 1929, 1975	Größte Erfolge	FDGB-Pokal-Sieger 1968; DFB-Pokal-Finale 2001

2. Bundesliga 2010 und 2012 die Stadionmiete von etwa 7,5 Millionen Euro gestundet wurde. Im Ostteil der Stadt musste man zuvor noch recht mühsam um Baugenehmigungen für die teils selbst gebaute Alte Försterei ringen.

Freundschaft unter älteren Fans

Im Stadion von Union Berlin wird vor jedem Spiel ein Lied gespielt: „Wir sind keen Verein, wo die Euros weh'n, die richtig dicke Kohle hat hier nie eener geseh'n. Und die Mannschaft weiß, dass wir hinter ihr steh'n, und wer das nicht kapiert, der soll zu Hertha gehen." Auf der anderen Seite werden munter Aufkleber mit dem Spruch „Und niemals vergessen Scheiß Union" verteilt.

„Die älteren Fans sind eher freundschaftlich miteinander verbunden. Sie denken an die Zeiten zurück, die sie gemeinsam erlebt haben. Es sind hauptsächlich jüngere Fans, die aufstreben und Anerkennung und Aufmerksamkeit wollen und sich nicht mehr darum kümmern", sagt Sangel und fügt hinzu: „Wir hätten ein Alleinstellungsmerkmal haben können – eine Stadt, die als Fanmacht zusammenhält." Doch das wird nicht passieren.

Sangel und Forner sind sich einig: Dort anzuknüpfen, wo beide Vereine 1990 aufgehört haben, ist nicht mehr möglich. Sobald die Vereinsführungen aufeinander zugehen, haben sie die Fans gegen sich, und andere Ideen erreichen immer nur kleine Gruppen.

Forner wagte in diesem Jahr dennoch den Versuch, die beiden Fangruppen zu einen. Seit dem Aufstieg seines Teams war klar, dass er das erste Derby gemeinsam mit seinen Hertha-Kumpels feiern will. Die Lösung: Party mit reichlich Bier auf einer gemeinsamen Dampferfahrt auf der Spree – denn die fließt durch ganz Berlin. Dabei waren Sponsor*innen und eine gemischte Fangruppe einer Behinderteneinrichtung, denen sich auch Freund*innen, Familie und Privatpersonen anschlossen. Ein Volltreffer also!

Die Autorin Josephine ist seit ihrer Kindheit Fan von Union Berlin und seit vielen Jahren Dauerkarteninhaberin und Mitglied. Autor Lukas ist seit Kindheitstagen fußballbegeistert und verfolgt intensiv die Bundesliga.

Die Schülerhilfe – Das Original. Seit 1974.

Mehr als Fachwissen und gute Noten für das wiedervereinte Deutschland

Neben schulischem Wissen vermittelt die Schülerhilfe methodische und soziale Kompetenzen, wie Verlässlichkeit, Disziplin und Pünktlichkeit. Gerade im Einzelunterricht in kleinen Gruppen ist es unabdingbar, auch soziale Kompetenzen wie Rücksichtnahme und Respekt vor anderen zu stärken. Die Schülerhilfe hält innovative Angebote zur individuellen Förderung bereit und sichert so bessere Lernerfolge und mehr Spaß am Lernen.
Qualifizierte, motivierte Nachhilfelehrer arbeiten intensiv mit jedem Nachhilfe-Schüler zusammen. 84% unserer Schüler verbessern sich durchschnittlich nach 6 Monaten um mindestens eine Note.
Über 125.000 Schüler pro Jahr an 1.100 Standorten im wiedervereinten Deutschland vertrauen auf unsere 45-jährige Erfahrung.
Auch als Arbeitgeber sind wir für viele Lehrer und Quereinsteiger auf Grund unserer modernen und sicheren Arbeitsplätze hochinteressant. Gern informieren wir über unsere aktuellen Angebote.

Erkner • Friedrichstraße 22a
www.schuelerhilfe.de/Erkner
Hönow, Dahlwitz-Hoppegarten • Mahlsdorfer Straße 61b
www.schuelerhilfe.de/hoenow
Neuenhagen • Rosa-Luxemburg-Damm 1
www.schuelerhilfe.de/neuenhagen
Petershagen-Eggersdorf • Triftstraße 74B
www.schuelerhilfe.de/petershagen-eggersdorf
Schöneiche • Heuweg 6
www.schuelerhilfe.de/schoeneiche
Velten • Viktoriastraße 56b
www.schuelerhilfe.de/velten
Wandlitz • Prenzlauer Chaussee 155
www.schuelerhilfe.de/wandlitz

Mein Vater, der **Grenzsoldat**

FOTO: PRIVAT

Familie Ein 19-jähriger NVA-Soldat flüchtet 1971 während seines Wachdienstes in den Westen. Im Gespräch mit seiner Tochter erwachen die Erinnerungen. *Von Julia Weise*

„Irgendwann konnte ich nur noch an die Flucht denken."

Es ist bereits tief in der Nacht. Rudi Siegmund, Grenzsoldat der Nationalen Volksarmee (NVA) patrouilliert gemeinsam mit einem Kollegen am Waldrand nahe Grumbach im heutigen Bundesland Thüringen. Die Kälte kriecht dem 19-Jährigen erbarmungslos in die Knochen. Da hilft es auch wenig, dass er sich für seinen Wachdienst gleich zwei Uniformen übergezogen hat. Bis auf die Schritte der jungen Männer und das Rauschen der Blätter ist alles still, fast harmonisch. Rudi Siegmund nimmt all seinen Mut zusammen. Er greift zur Waffe und lädt seine Kalaschnikow durch.

Eine andere Zeit

Während mein Vater Rudi Siegmund mir seine dramatische Flucht aus der DDR vom 5. Mai 1971 schildert, lausche ich gebannt. Auf einem kleinen Stapel vor uns liegt eine Schwarzweiß-Fotografie. Sie zeigt einen jungen Mann in Uniform und Kappe. Es ist mein Vater, der Grenzsoldat. Der Mann, der die Grenze doch selbst so gerne überwinden wollte. 30 Jahre nach dem Fall der Mauer kann ich mir nur schwer vorstellen, was für ihn noch bitterer Alltag war. Beobachtungstürme, Kontrollstreifen oder gar Minen? So etwas habe ich in Deutschland nie miterleben müssen.

Keyboard gegen Kalaschnikow

Antreten, marschieren, Waffe putzen, Meldung machen. „Das Leben in der Kaserne hat mir von Anfang an gestunken", sagt Rudi Siegmund. Als Sohn eines Landwirts in dem kleinen Örtchen Barigau im Landkreis Rudolstadt geboren, war er es von klein auf gewohnt, jede freie Minute in der Natur zu verbringen. Auch auf dem Acker wurde fleißig mitgeholfen. „Das Anspannen der Kühe oder das Auflesen von Kartoffeln waren für mich eine Selbstverständlichkeit." Der berufliche Werdegang schien gesichert. „Es war immer mein Traum, den Hof meiner Eltern später einmal weiterzuführen", erzählt der heutige Schwäbisch Haller. Doch dieser Wunsch sollte aufgrund der in der DDR üblichen Kollektivierung zu sogenannten Landwirtschaftlichen Produktionsgesellschaften (LPG) nicht in Erfüllung gehen. „Stattdessen wurde ich zum Zerspanungsfacharbeiter ausgebildet", sagt er. Den Beruf habe er sich nicht selbst ausgesucht. Ebenso wenig wie den Wehrdienst, der auf die Lehre folgte.

Mit einem Lkw sei er am 4. Mai 1970 zur Kaserne gebracht worden. „Von diesem Tag an war alles Private passé." Erst kurz zuvor stand er noch mit seiner Band, den „Telestars", auf der Bühne. Doch anstatt eines Keyboards waren nun Stahlhelm, Sturmgepäck und Kalaschnikow angesagt. Durch das harte Training, das zahlreiche Laufeinheiten und viele Schussübungen beinhaltete, sollten die jungen Männer für ihren Dienst an der Grenze gestählt werden. „Für mich war es nach einem halben Jahr Grundausbildung soweit", erinnert sich Rudi Siegmund. Er wurde in die Grenzkompanie Brennersgrün und damit in die unmittelbare Nähe der Demarkationslinie in Richtung Bayern versetzt.

„Wenn wir Streifendienst hatten, mussten wir acht Stunden lang auf den Postenwegen patrouillieren", sagt er. Winzige Verschläge dienten als Unterkunft, wenn die Soldaten aufpassten, dass sich niemand der Grenze näherte. „Das Dickicht am Rande des Thüringer Waldes wurde großflächig abgeholzt", berichtet er. Eine Lichtstraße bot zusätzliche Sicht. „Manche Stellen wurden strengstens bewacht", sagt Siegmund. Andere wiederum so gut wie gar nicht. „Als ich gesehen habe, wie nah der Westen tatsächlich ist und wie es im Grenzgebiet zugeht, begann ich, mit dem Gedanken an eine Flucht zu spielen." Von der Bundesrepublik versprach sich Rudi Siegmund schlichtweg bessere berufliche Perspektiven. Eine Zukunft als Zerspanungsfacharbeiter kam für ihn nicht in Frage.

Spitzel in der Kaserne

Auch die Bespitzelungen durch die Stasi und deren Befürworter hätten zu seiner Entscheidung beigetragen. „Ich bin mehr als einmal verpfiffen worden", sagt er. Mitunter sogar in Brennersgrün. „Die Wachdienste waren meist sehr langweilig. Darum habe ich mir von zu Hause ein kleines russisches Radio schicken lassen." Mit diesem hätten sich die Wehrdienstleistenden unterwegs sehr gerne die Zeit vertrieben. Der Apparat konnte auch westdeutsche Sender empfangen. „Doch schon kurz darauf wurde mein Spind durchsucht", erzählt er. Ein Politof-

© JOE BELANGER/SHUTTERSTOCK.COM

fizier habe dabei mehrmals betont, dass er von dem Radio wisse. „Gefunden haben sie es zwar nicht“, sagt Rudi Siegmund. Dennoch habe er es im Anschluss mit der Post zurück nach Hause gesendet.

Nur wenige Vorbereitungen

Von diesem Ereignis weiter angefeuert, keimte der Gedanke an die Flucht in ihm von Woche zu Woche stärker. „Irgendwann konnte ich nur noch daran denken“, unterstreicht er. Eine günstige Gelegenheit ergab sich an jenem 5. Mai. „Es war ein Tag wie jeder andere“, beschreibt er. „Die Stelle am Waldrand bei Grumbach hatte ich mir vorher schon ausgeguckt.“ Zudem schob sich Rudi Siegmund vor Dienstbeginn alle seine Fotos, ein paar Zigaretten, seinen Dienstausweis und etwas Geld in die Hosentasche. „Nervös war ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht“, meint er. Dies änderte sich allerdings schlagartig, als er die Waffe unterwegs mit einer ruckartigen Bewegung rasch entsicherte.

Rudi Siegmund besucht seine Heimat regelmäßig. Bei Brennersgrün zeigt er, wo er die Grenze einst überquerte. *Foto: Julia Weise*

Adrenalin durchfährt den jungen Soldaten, während er die kalte Kalaschnikow so fest wie möglich umklammert hält. Obgleich er die Waffe nicht auf seinen Kollegen richtet, reagiert dieser zutiefst erschrocken. „Mach doch keinen Scheiß!“, stammelt er, als er den Blick unverwandt auf Rudi Siegmund gehaftet hält. „Leg deine Waffe auf den Boden und geh ein paar Schritte dort rüber!“, befiehlt Siegmund. Sein Kollege tut wie ihm geheißen. Mutiger als er sich fühlt, entfernt Siegmund das Schloss der Kalaschnikow. Macht sie unbrauchbar. „Möchtest du mit mir kommen?“, fragt er beinahe hoffnungsvoll. Aber der andere verneint. So ruhig, wie es seine aufgewühlten Nerven zulassen, dreht sich Rudi Siegmund um und geht. Die tiefschwarze Nacht verschluckt ihn binnen Sekunden. Er weiß, die Grenze ist nicht weit. Die Sterne am Himmel und das Plätschern eines Baches dienen ihm als Orientierung. Ein Ast knackt unter seinen Füßen. Wird er verfolgt? Werden sie ihn zurückholen? Vorsichtshalber behält der 19-Jährige einen Schuss im Lauf. Auch dann noch, als er den Stacheldrahtzaun und die Demarkationslinie längst hinter sich gelassen hat.

„Im Westen bin ich auf eine Straße geraten“, erzählt mein Vater, während wir das alte Foto noch einmal gemeinsam betrachten. Diese führte ihn in die bayerische Gemeinde Tschirn, wo er der Nacht zum Trotz noch ein brennendes Licht im Fenster einer Kneipe erblickte. „Erst als mir der Wirt die Türe öffnete, fiel die Angst endlich von mir ab“, sagt er. Und mit einer unscheinbaren Bewegung sicherte mein Vater, der Grenzsoldat, die Kalaschnikow zum allerletzten Mal.

ANZEIGE

Ein besonderer Ort des Gedenkens

Die Gedenkstätte Zuchthaus Cottbus ist ein ungewöhnliches Projekt in der Erinnerungslandschaft Deutschlands

Cottbus. Im 1860 eröffneten „Königlichen Centralgefängnis“ wurden im Nationalsozialismus wie auch in der DDR zahlreiche politische Gegner inhaftiert. Seit 2011 ist der Verein Menschenrechtszentrum Cottbus e.V. Eigentümer des ehemaligen Gefängnisses. Das Besondere: Die meisten Mitglieder des 2007 gegründeten Vereins sind ehemalige politische Gefangene. Die Dauerausstellung „Karierte Wolken – politische Haft im Zuchthaus Cottbus 1933 - 1989“ zeigt typische Beispiele politischen Unrechts aus der Zeit der NS-Terrorherrschaft bzw. der SED-Diktatur. Auch die Dauerausstellung „HAFT – ZWANG – ARBEIT im Zuchthaus Cottbus 1933 - 1989“ dokumentiert dies mit Informationen, authentischen Objekten und Zeitzeugeninterviews in Schrift und Film. Den Außenbereich der Gedenkstätte können sich Besucher im Rahmen einer Führung oder mit Hilfe der Dauerausstellung „Vergangen, nicht vergessen – Das Zuchthaus Cottbus im Spiegel der Zeiten“ selbst erschließen.
Zudem zeigen die Künstler Matthias Koeppel, SOOKI und Gino Kuhn noch bis zum 30. November 2019 in der Sonderausstellung „Es war einmal die Mauer …“ Werke, die das Leben mit der Mauer im einst geteilten Berlin thematisieren.

Menschenrechtszentrum Cottbus e.V.
Bautzener Straße 140
03050 Cottbus

Tel.: 0355 290 133-0
info@menschenrechtszentrum-cottbus.de
www.menschenrechtszentrum-cottbus.de

MENSCHEN-RECHTS-ZENTRUM COTTBUS

FOTOS: JULIAN MÜNZ

Wolfhard Zehe im Kino International, wo „Coming Out“ am 9. November 1989 Premiere feierte.

Sieben Sekunden Schauspieler

Filmgeschichte 30 Jahre lang arbeitete Wolfhard Zehe als Barkeeper im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Seine Arbeit brachte ihm eine Rolle im Film „Coming Out“ ein. Der Streifen feierte am Abend des Mauerfalls Premiere. *Von Julian Münz*

Ein ganzer Kinosaal für mich. Das muss ich unbedingt fotografieren“, staunt Wolfhard Zehe und holt sein Handy hervor. Auch wenn die moderne Smartphone-Kamera nicht so recht ins Ambiente des 1963 errichteten Gebäudes passen möchte – so eine Möglichkeit hat der 74-Jährige schließlich nicht alle Tage.

Das Kino International, in dem sich neben der Filmprominenz auch die politische Elite der DDR jahrelang zu großen Filmpremieren einfand, trägt den Charme der sozialistischen Baukunst noch immer in sich. Vor dem großen Kinosaal erstreckt sich das Kinofoyer mit einer Fensterpromenade, die einen Panoramablick auf das pulsierende Berliner Stadtleben im Schatten des Fernsehturms gibt, aktuell aber vor allem von der Großbaustelle an der Karl-Marx-Allee geprägt ist.

Zehe selbst ist lange nicht mehr in diesem Kino gewesen – und das, obwohl er hier selbst einmal auf der Leinwand zu sehen war: Es war im Film „Coming Out“ des durch Klassiker wie „Die Legende von Paul und Paula“ berühmten Regisseurs Heiner Carow. „Coming Out“ ist vor allem aus zwei Gründen in Erinnerung geblieben: Es war der erste Film in der DDR, der sich mit dem Thema Homosexualität auseinandersetzte, und es war der Film, der im Kino International am Abend des Mauerfalls seine Premiere feierte.

„Naja, ich war höchstens sieben oder acht Sekunden zu sehen“, ordnet Wolfhard Zehe heute seine doch sehr kurz geratene Karriere als Schauspieler ein. Wobei, auch das sei nicht ganz richtig, schließlich habe er in dem Film weniger eine Rolle gespielt als vor allem das getan, womit er auch im realen Leben sein Geld verdiente: hinter der Theke stehen und Getränke ausschenken.

Eine Kneipe als Drehort

Der Film „Coming Out“ handelt von dem jungen Lehrer Philipp Klarmann, der seiner alten Jugendliebe Matthias wieder begegnet, während er bereits in einer Beziehung mit seiner Kollegin ist. Dadurch muss er sich mit seiner lange verdrängten Homosexualität auseinandersetzen, es kommt zum Eklat. In den Hauptrollen sind Matthias Freihof, Dagmar Manzel und Dirk Kummer zu sehen.

Da Regisseur Carow für das Projekt nach authentischen Schauplätzen suchte, geriet die seit 1963 existierende Schoppenstube in der Schönhauser Allee, im Volksmund auch einfach „Schoppe“ genannt, in seinen Blickpunkt. Dort gingen in den späten 1980er Jahren an jedem Abend hunderte Leute aus der Schwulenszene ein und aus. Zusammen mit der ebenfalls bei Homosexuellen beliebten Gaststätte „Zum Burgfrieden“ wurde die „Schoppe“ so als Drehort für den Film auserkoren.

Ein unbezahlbarer Job

Zehe selbst kommt Anfang der 1980er als Barkeeper in die Schoppenstube – auch weil der gelernte Gastronom gute Kontakte zum Besitzer hat. „Der Job war unbezahlbar, ich will nicht sagen, was ich dort jede Woche verdient habe“, sagt er heute.

Sein Chef habe das homosexuelle Publikum vor allem als zahlende Kundschaft gesehen, weiß er. „Einerseits fand er, dass jeder so leben sollte, wie er möchte. Andererseits war das auch eine finanzielle Frage, wenn man sieht, was die Schwulen für Umsatz gebracht haben“, erklärt Zehe. Im von zahlreichen Bars durchzogenen Stadtteil Prenzlauer Berg wird die „Schoppe“ bald zu einer der be-

kanntesten Szenekneipen für Homosexuelle.

„Das war in Berlin das Haus eins, Haus zwei war dann der Burgfrieden. Dann gab es noch das Cafe Peking in der Schönhauser Allee, das Cafe Senefelder, das eher auf Lesben ausgerichtet war, und die Altberliner Bierstuben“, zählt Zehe auf. Doch nirgendwo ist der Andrang so groß wie in der „Schoppe“: „Die Gäste haben in 20 Meter langen Schlangen gestanden, manche kamen erst nach zwei oder drei Stunden hinein.“

Von seinem bevorstehenden Filmdebüt bekommt der Barkeeper aber zunächst nur wenig mit. „Der Chef hat uns das mal nebenbei beim Kaffeetrinken erzählt“, sagt Zehe schulterzuckend. Und auch vom eigentlichen Inhalt des Filmes erfährt er während des Drehs kaum etwas. „Unser Chef hat erzählt, wie der Film heißen soll und dass es ein Schwulenfilm ist.“ Die genauen Details interessieren ihn nicht besonders, der Auftritt bedeutet vor allem höhere Einnahmen. „Wir haben gearbeitet und dabei noch extra Geld verdient. Mir war es da doch egal, ob ich Getränke ausgebe und dabei gefilmt werde oder einfach nur Getränke ausgebe.“

Gäste als Statisten

Die Dreharbeiten finden an einem Wochenende statt, an denen in der Kneipe vom frühen Abend bis in den Morgen gedreht wird. „Die Statisten, die dort getanzt haben – das waren alles Gäste“, erklärt Zehe. Alles sei gut gelaufen und allgemein seien die Szenen in viel kürzerer Zeit gedreht worden, als er erwartet habe, erinnert er sich. „Nur einmal hat mich der Carow so richtig angefaucht: Kannst du hinter der Bar mal aufhören mit dieser Klapperei?“, so Zehe, dem man beim Erzählen auch 30 Jahre später noch seinen überraschten Blick ansieht.

„Der Chef hat uns das mal nebenbei beim Kaffeetrinken erzählt.“

Wolfhard Zehe erzählt, wie er von dem Filmdreh erfuhr.

Zur denkwürdigen Premiere an jenem Abend des 9. November 1989 ist Zehe dank seines Auftritts, wie alle Schauspieler, in das Premierenkino eingeladen. Doch Zehe sagt ab. „Mein Chef hatte mich gefragt, ob ich hin möchte. Ich wollte nicht, weil ich ja Schicht hatte“, erzählt er trocken. „In meinem jugendlichen Leichtsinn habe ich mir gesagt, dass ich den Film wahrscheinlich sowieso bald mal sehen werde.“

Und so verbringt Zehe den Abend des Mauerfalls so wie an den meisten anderen Tagen: »

hinter der Theke als Barkeeper. „Ich habe ganz normal bis sechs Uhr morgens weitergearbeitet“, sagt Zehe. Irgendwann im Laufe des Abends habe ihn seine Schwester angerufen und gesagt, dass die Mauer gefallen sei. „Das war dann ein großes Geschrei im Laden.“ Einige seien sofort aufgebrochen, um mit eigenen Augen zu sehen, was sich an der Grenze abspielt. Auch die eigentlich in der Gaststätte „Zum Burgfrieden“ geplante Premierenfeier von „Coming Out“ fällt an diesem besonderen Abend ins Wasser.

„Was soll ich dort?“

Zehe selbst zieht es an diesem Abend nicht über die Grenze. Zu seinem Geburtsort Tegel im Westen der Stadt hat er jeglichen Bezug verloren. „Ich durfte ja im April 1989 schon einmal wieder nach West-Berlin ausreisen, zum 88. Geburtstag meiner Tante. Nach ein paar Tagen bin ich zurückgefahren, weil ich mir dachte: Was soll ich dort?“

„Ich habe ganz normal bis sechs Uhr morgens weiter-gearbeitet."

Wolfhard Zehe
über den Abend des Mauerfalls

Nach der Wiedervereinigung eröffnet sich ihm mit dem Rückzug des alten Besitzers die Möglichkeit, die „Schoppe“ selbst weiterzuführen. „Als ich dann festgestellt habe, dass ich ein gewisses Alter erreicht habe und keinen Job mehr bekomme, habe ich sie ihm abgekauft“, erzählt Zehe.

Auch Darsteller*innen sowie Teile des Filmteams begrüßt er dort nach der Wiedervereinigung noch einmal. „Der Dirk Kummer hat zum Zehnjährigen in der Schoppe eine Feier veranstaltet“, erinnert sich Zehe.

FOTOS: JULIAN MÜNZ/ FILMSTREIFEN: © SIMBERT BRAUS/SHUTTERSTOCK.COM

Doch die große Zeit des Ladens ist in den 90er Jahren vorbei, die „Schoppe“ wird in der Nachwendezeit zur finanziellen Last für Wolfhard Zehe. „Im Prinzip habe ich nur noch Geld reingesteckt. Mit dem Wissen von heute hätte ich die Schoppenstube nicht gekauft“, sagt er. Als der Mietvertrag 2013 ausläuft und die neue Miete deutlich höher wird, entschließt sich der Ur-Berliner deshalb, die Gaststätte aufzugeben. Die Feier zum 50-jährigen Bestehen im Sommer des Jahres 2013 war somit zugleich der Abschied von der einstigen Kultkneipe im Prenzlauer Berg.

Ein Stück Filmgeschichte

Seinen Auftritt im letzten Film, der hinter der Mauer seine Premiere feierte, sieht Zehe schließlich erst nach der Wende zum ersten Mal. Nämlich als der Streifen schon im Fernsehen läuft. „Da hat mich mein Nachbar darauf aufmerksam gemacht“, erinnert er sich.

Das Ergebnis gefällt ihm. Vor allem, da „Coming Out“ – anders als zahlreiche andere Filme des Genres – keinen problematisierenden Blick auf die Schwulenszene in der Bundeshauptstadt werfe. „Der Film drückt nicht auf die Tränendrüse, sondern stellt ganz einfach ein Stück Leben von zwei Menschen dar und zeigt, dass sie dieselben Probleme und Bedürfnisse haben wie andere auch. Da hat der Carow eine sehr gute Aussage mit getätigt“, findet Zehe. Und macht, wo er schon mal im altehrwürdigen Premieren-Kino ist, gleich noch ein paar Fotos.

Oben: Wolfhard Zehe steht am Panoramafenster des Kinos International, das auch einen Blick auf den Fernsehturm bietet.
Mitte: Im großen Saal des Kinos feierte der Film am 9. November 1989 Premiere.
Unten: Auch die Schoppenstube ist in dem Film zu sehen, an die an ihrem früheren Standort in der Schönhauser Allee 44 kaum noch etwas erinnert.

Umfrage zum Mauerfall

1 Wie haben Sie den Mauerfall erlebt?

Bettina Wecker (50) aus Mammendorf (Fürstenfeldbruck): „Ich komme aus München und hatte keinerlei Familie im Osten und keinen Bezug. Von daher ist für mich da einfach nur die Mauer aufgegangen.“

Ehepaar Larsen aus Berlin (73 und 70): „Mein Mann hat mich angerufen ‚Die Mauer ist offen‘, und ich sagte ‚Quatsch‘, dann kam er und dann sind wir losmarschiert.“

Felicitas Kastner (77) aus Berlin-Wilmersdorf: „Ich war abends zuhause und habe auch nicht ferngesehen, und als ich den nächsten Tag ins Büro ging, hörte ich, dass die Mauer gefallen ist und man in der Bornholmer Straße rübergehen konnte.“

@ Weitere Umfragen zum Mauerfall unter
www.einland.net/video

2 Was haben euch eure Eltern über den Mauerfall erzählt?

Robert Blau (20) aus Berlin-Hellersdorf: „Von meinen Eltern zum Beispiel weiß ich, dass da meine Mutter wieder ihre Mutter kennengelernt hat, die damals abgehauen ist.“

Dominik Kukielka (19) aus Frankfurt (Oder): „Meine Eltern haben in Sachsen-Anhalt gewohnt und hatten Verwandte im Westen, und ich weiß, dass sie keinen Kontakt mehr hatten und nach dem Mauerfall ist das wieder verbunden gewesen.“

Anne-Darlin Haff (24) aus Frankfurt (Oder): „Meine Eltern waren dabei. Ich weiß, dass sie über die Grenze gefahren sind und es total voll gewesen ist. Und dann hat man ja die 100 Mark bekommen oder so. Und es war auf jeden Fall total aufregend und neu.“

So schmeckt die Zukunft – starten Sie jetzt durch!

Wir sind seit Jahren auf die Verarbeitung von TK-Obst und –Gemüse und auf die Herstellung von TK-Fertiggerichten auf höchster Convenience-Stufe spezialisiert. Drohenden Geschmacks- und Qualitätsverlusten begegnen wir bei allen unseren Produkten mit Eisekälte, denn die ist von allen Methoden nun einmal das beste Konservierungsmittel.

Unser Obst und Gemüse wird immer im Moment des optimalen Erntezeitpunktes verarbeitet und aromafrisch tiefgefroren. Dadurch bleiben nahezu alle unsere Produkte, unabhängig von saisonalen Engpässen des Marktes das ganze Jahr über in Premium-Qualität zur Verfügung.

Kommen Sie jetzt zu uns! Unsere aktuellen Stellenangebote finden Sie unter: **www.juetro-tkk.de** oder unter:

JÜTRO Tiefkühlkost GmbH & Co. KG
Alte Wittenberger Str. 21 – 06917 Jessen
personal@juetro-tkk.de

Jütro

FOTO: SEBASTIAN KAHNERT/DPA

Alexander Ahrens (re.) hat sich in aufgeheizter Stimmung den Bürgern gestellt.

„Menschen zu **verurteilen,** ist idiotisch“

Rechtsextremismus Alexander Ahrens ist progressiver SPD-Politiker und Oberbürgermeister der AfD-Hochburg Bautzen. Ein Gespräch über entwürdigte Menschen, den richtigen Umgang mit der AfD – und warum er deren Potenzial bei 40 Prozent sieht. *Von Dominik Guggemos*

Die ostsächsische Stadt Bautzen erlangte im September 2016 traurige Berühmtheit. 80 Rechtsradikale jagten 20 Asylbewerber durch die Stadt. Am Abend nach der Hetzjagd versammelten sich wütende Bürger*innen auf dem Kornmarkt. SPD-Oberbürgermeister Alexander Ahrens stellte sich ihnen, hörte zu – und zeigte Haltung.

Der 53-Jährige ist im West-Berliner Stadtteil Spandau aufgewachsen. Er hat als Jurist in Hongkong, Shanghai und Berlin gearbeitet. 2008 zog er mit seiner Familie nach Bautzen. Im Alter von 47 setzte er sich zur Ruhe. Nach einem Jahr suchte er eine neue Herausforderung – und wurde 2015 Oberbürgermeister. Bei der Landtagswahl 2019 war die AfD in drei der fünf Wahlkreise in Bautzen (39 000 Einwohner) stärkste Kraft.

Herr Ahrens, allein in Sachsen wurden vergangenes Jahr 116 Straftaten gegen Kommunalpolitiker verübt, 2017 waren es sogar 181. Sie haben sich 2016, nach den rechten Gewaltexzessen in Ihrer Stadt, aufgebrachten Bürgern noch am Abend gestellt. Sie sind Familienvater und Ehemann. Hatten Sie keine Angst?

Alexander Ahrens: Absolute Sicherheit gibt es nicht. Man muss sich die Gefährdung bewusst machen. Ich war bei dem Auftritt innerlich darauf eingestellt, dass es passieren kann, dass ich tätlich angegriffen werde. Seit meiner frühesten Jugend im Plattenbau in Berlin-Spandau kenne ich Gewalterfahrungen im öffentlichen Raum. Wenn man da aufwächst, bringt man eine gewisse Körpersprache mit, die signalisiert: Ich bin definitiv kein Opfer. Es gab bei dem Auftritt ein Restrisiko, aber davon darf man sich nicht irremachen lassen. Dann wäre man tatsächlich für so ein Amt nicht geeignet. Man muss darauf vertrauen, dass die Menschen es wertschätzen, dass man sich stellt.

Wie lief der Auftritt konkret ab?

Ich habe mich beschimpfen lassen, bin ruhig geblieben und habe immer wieder gesagt: Ich bin hier, weil ich dachte, dass ihr reden wollt. So nach 20 Minuten hat das dann auch funktioniert. Ich finde es wichtig, dass man ein Signal gibt, dass man sich nicht einschüchtern lässt. Die Bautzener Polizei sagte mir nach dem Auftritt: Wir hätten uns da nicht alleine hingetraut.

„Nur 50 Prozent finden, dass Demokratie gut funktioniert."

Hat Bautzen ein Problem mit Rechtsextremen?

Eines steht für mich fest: In Sachsen leben nicht schlechtere Menschen als in anderen Bundesländern. Das ist schon rein statistisch auszuschließen. Und wenn Bautzen eine braune Hochburg wäre, würde ich hier nicht leben – und dann wäre ich auch nicht Bürgermeister. Ich habe während des Wahlkampfs 2015 fünfmal am Tag betont, dass es mit mir keine Politik gegen Flüchtlinge geben wird. Ich betrachte den Großteil der AfD-Wähler als Leute, die ich zurückgewinnen will.

Mit was für Rezepten wollen Sie das schaffen?

Mit den Leuten ins Gespräch zu kommen und zu fragen, warum sie AfD gewählt haben, ist der erste Schritt. Es geht nicht darum, die Leute zu verurteilen. Das ist idiotisch. Die Menschen wissen in der Regel genau, warum sie wen wählen. Ungefähr zehn Prozent der Menschen in der Bundesrepublik sind Antidemokraten, die gerne einen Führer hätten und früher NPD gewählt haben. Aber die große Mehrheit der AfD-Wähler fällt nicht in diese Kategorie. Und die kann ich nur zurückgewinnen, wenn ich sie ernst nehme.

Woher nehmen Sie diese Zahl?

Im Sachsen-Monitor sind die interessantesten Antworten die zum Thema Demokratie. Die Medien stürzen sich immer darauf, dass 57 Prozent der Sachsen der vorformulierten Aussage „Deutschland ist in einem gefährlichen Maß überfremdet“ zustimmen. Die Frage interessiert mich gar nicht. Das ist eine Suggestivfrage. Bei den Fragen zur Demokratie sagen rund 90 Prozent der Sachsen: Demokratie ist eine ganz tolle Sache. Aber nur rund 50 Prozent sagen, dass sie gut funktioniert. Aus dieser Diskrepanz von mehr als 40 Prozentpunkten kommt das AfD-Potenzial in Ostdeutschland. Aber diese Menschen kann man erreichen. Man kann mit ihnen reden: Leute, habt ihr einen besseren Vorschlag?

Der bessere Vorschlag kann aber nicht der sogenannte „Flügel“ mit ihrem Anführer Björn Höcke sein.

Wenn man sich den ganzen Flügel-Salat anschaut, das Zeug ist spätestens seit 1945 abgelaufen und ungenießbar. Die AfD ist sehr geschickt darin, es den Leuten als frische Ware zu verkaufen. Dabei braucht man noch nicht einmal einen besonders empfindlichen Magen, damit einem davon schlecht wird. Der Flügel besteht in meinen Augen größtenteils aus Nazis.

Ein klassisches Argument für gute Wahlergebnisse der AfD sind soziale und wirtschaftliche Probleme. Das gilt für Bautzen nicht. Die Arbeitslosigkeit liegt bei rund fünf Prozent, die Stadt ist pro Kopf eine der wirtschaftsstärksten in Sachsen. Woran liegt es dann?

Im Bereich der Kurzzeit-Arbeitslosen haben wir Vollbeschäftigung. Wir sind eine schuldenfreie Kommune, haben Rücklagen. Wir bauen gerade eine Kita für 185 Kinder und die wird trotzdem nicht reichen, weil wir seit 15 Jahren eine Geburtenrate haben, die weit über

dem Bundesdurchschnitt liegt: 2016 bei 2,2 Kindern, 2017 bei 1,97. Für Familien ist die Stadt unheimlich attraktiv. Wir sind ein Musterbeispiel für den Aufschwung Ost – und trotzdem haben wir viele AfD-Wähler. Ein Beleg, dass die wirtschaftliche Komponente eigentlich keine Rolle spielt. In Ostdeutschland ist die Angst vor der Globalisierung sehr groß. Wir werden Diskussionen in aller Breite und Tiefe führen müssen, die heute schwer vermittelbar erscheinen. Stichwort: bedingungsloses Grundeinkommen.

Kritiker sagen, dass Hartz IV bereits für ein ausreichendes Grundeinkommen sorgt.
Hartz IV ist nicht deswegen so unpopulär, weil die Leute sagen: „Das Geld ist viel zu wenig“, sondern weil es an eine permanente Kette von Entwürdigungserfahrungen gekoppelt ist. Diese Erfahrungen entfremden die Leute vom politischen System. Ich habe das als Kind und Jugendlicher am eigenen Leib erlebt. Meine Mutter hat halbtags gearbeitet und musste trotzdem zum Sozialamt gehen. Da mussten wir mitkommen, uns sozusagen präsentieren. Sie wurde durch unangemessene Fragen und Bemerkungen regelmäßig entwürdigt. Ich verstehe auch den bürokratischen Aufwand nicht. Mal ganz platt: Ich kenne keine alleinerziehende Frau, die zu viel Geld hat.

Wie reagieren Sie auf Bürger, die AfD gewählt haben? Bei der Landtagswahl waren es in Bautzen in zwei Wahlkreisen rund 36 Prozent, bei der Bundestagswahl 2017 gab es ähnliche Ergebnisse.
Ich spreche viel mit Leuten, und sie haben keine Scheu, mir zu sagen, dass sie die AfD gewählt haben. Denen komme ich gerne mit dem Beispiel von Björn Höcke. Ja, was meint er denn, wenn er sagt, wir müssen unsere Erinnerungskultur um 180 Grad drehen? Soll das heißen, dass wir jetzt Denkmäler für KZ-Kommandanten bauen sollen? Und da sagen die Leute dann immer: „Ne, das will ich nicht. Und das hat er auch gar nicht gesagt.“ Wo ich dann erwidere: „Natürlich sagt er das nicht explizit, aber er lässt ganz bewusst diesen Interpretationsspielraum zu. Deswegen muss Ihnen klar sein: Wenn Sie AfD wählen, unterstützen Sie solche Positionen, ob Ihnen das gefällt oder nicht. Ich verurteile Sie nicht dafür, ich möchte nur, dass Sie das wissen.“ Nur so kann man den Leuten klarmachen, warum die anderen Parteien nichts mit der AfD zu tun haben wollen.

Der Erfolg der AfD in Bautzen

Landtagswahl 2019 (in Prozent)

Wahlkreis Bautzen I: AfD 36,8, CDU 34,6

Wahlkreis Bautzen II: CDU 35,8, AfD 31

Wahlkreis Bautzen III: CDU 32,3, AfD 31,5

Wahlkreis Bautzen IV: AfD 33,9, CDU 33,5

Wahlkreis Bautzen V: AfD 36,4, CDU 33

Bundestagswahl 2017 (in Prozent)

AfD 32,8 Zweitstimmen, CDU 27,1, Direktmandat mit 33,2 für die AfD

@ Wie Alexander Ahrens Menschen Ängste nehmen will, lesen Sie unter **www.einland.net/bautzen**

METALLBAU
CHROSTOWSKI
Metallzäune aus Polen

Aufmaß und Beratung gratis
www.metallbauchrostowski.pl
kontakt@metallbauchrostowski.pl
0151 521 821 02
0171 33 221 68 oder
0048 663 101 048

Aus eigenem Antrieb hätten weder Nicolas (links) noch Sebastian den Kontakt gesucht. Unterhaltsam war die Begegnung dennoch.

Typisch Nachwendekinder?

Begegnung Nicolas und Sebastian haben das geteilte Deutschland niemals erlebt und begreifen sich dennoch als „Ossi“ und „Wessi“. Im Berliner Mauerpark kommt es zum Gespräch. *Von Nicole Wieden und Lukas Grybowski*

Zehn Menschen stehen nebeneinander. Wer ist Ossi, wer ist Wessi? Sebastian ist 29 Jahre alt und glaubt den Unterschied sofort zu erkennen: „Ossi-Mädels sind die mit zwei Haarfarben“, sagt er und muss lachen. Dass der Pony eine andere Farbe als die restlichen Haare hat, bekomme man bei Wessi-Mädels nicht zu sehen. Bei den Jungs werde es schon schwieriger. „Mal ehrlich, Hauptsache, man läuft entspannt rum“, wirft Nicolas ein. Der 22-Jährige glaubt nicht, dass er Ossis von Wessis ad hoc unterscheiden könnte. Aber Unterschiede gebe es. Die Sache mit den Haarfarben jedenfalls ist ihm nie aufgefallen.

Für die meisten unter 30 ist der Mauerfall nicht mehr als ein geschichtliches Ereignis, das in der Schule auf dem Lehrplan steht. Aber ist die Wende noch ein Thema? Die Otto-Brenner-Stiftung hat dies gemeinsam mit der Forschungsagentur Pollytix untersucht und hält fest: Eine Mauer in den Köpfen existiert selbst in den Generationen noch, die ohne die Mauer aufgewachsen sind. Außerdem identifizieren sich junge Ostdeutsche genauso stark als ostdeutsch wie als deutsch. So geht es Nicolas, der in der Gemeinde Panketal im Speckgürtel Berlins lebt. Sebastian dagegen wohnt in Berlin-Steglitz und versteht sich als Wessi. Das ist unüblich, denn laut der Studie verstehen sich junge Westdeutsche in erster Linie als Deutsche. „In Bayern oder Baden-Württemberg bekommt man die Unterschiede halt nicht so mit“, erklärt Sebastian.

Wo fängt man an?

Nicolas trinkt Berliner Kindl, Sebastian Gösser Naturradler, und beide wären sich vermutlich nie begegnet, hätte man sie nicht zu einem gemeinsamen Abend überredet. Sebastian hätte es auch nicht in den Mauerpark verschlagen. Zwischen den Sprayern, die mit Kippe im Mund auf den Mauerresten malen, kann er sich nicht wirklich entspannen. Der Park ist kein Teil von seinem Berlin. Umso lässiger greift Nicolas zu seinem Bier.

„Es heißt ja immer, dass man etwas Neues kennenlernen soll, aber ich habe nicht mal meine eigene Gegend komplett kennengelernt. Da muss man erstmal anfangen.“ Nicolas ist zurzeit auf Wohnungssuche im Ostteil der Stadt. In Westberlin kenne er sich nicht aus und müsse das auch gar nicht.

> „Ossi-Mädels sind die mit zwei Haarfarben.“

Dabei fühlt sich der Anlagenmechaniker-Azubi weniger als Ost-Berliner, sondern vor allem als Neu-Brandenburger. Geboren wurde er in der Charité in Berlin-Mitte. Nach seinen ersten vier Jahren im Prenzlauer Berg zog er mit seinen Eltern nach Panketal. In Außenbezirke wie Spandau würde es ihn allerdings nie verschlagen. „Nüscht gibt es in Spandau. Nüscht, nüscht, nüscht“, sagt er energisch. In Sachen Spandau stimmt ihm Sebastian beherzt zu, nur ohne Berliner Dialekt, weil der sein Ohr beleidigt: „Im Osten kommt der Dialekt viel stärker durch“, bemerkt er. Aber das vereine doch, empört sich Nicolas. „Boah ne“, entfährt es Sebastian.

Sebastian arbeitet für die Personalabteilung eines weltweit agierenden Logistikdienstleisters. Aufgewachsen ist er in Neukölln, gerade noch auf Westberliner Seite. Schon als Kind ist ihm beim Fahrradfahren der breite Grenzstreifen mit dem restlichen Stacheldraht aufgefallen. Sein Vater sei ein „typischer Wessi“, der gerne über die Ossis meckert. Seine Mutter dagegen, eine Engländerin, hat auch ostdeutsche Freunde. Sebastian steht irgendwo dazwischen: Er habe nichts gegen Ostdeutsche, aber zu seinen Freunden zählen ausschließlich Westdeutsche.

Nicolas hat als Kind dagegen keine Unterschiede gespürt, weil es keinen Kontakt zu Westdeutschen gab. Dass die Stadt geteilt war, weiß er aus Erzählungen seiner Eltern und Großeltern. Stolz ist er auf die Werte, die ihm zu Hause vermittelt wurden: „Die Familie steht an erster Stelle. Der Job oder was

FOTOS: LUKAS GRYBOWSKI

Nicolas (22) aus Panketal

man verdient, ist nicht so wichtig, solange man glücklich ist."

Meckern macht Spaß

Geld und Wohlstand verbinden Nicolas und Sebastian beide mit dem Westen. Nicolas muss auch an eine gewisse Arroganz denken, die Wessis an den Tag legten. „Man hat sich die Wiedervereinigung zu einfach gemacht", sagt er und erinnert an die Treuhand. Der Materialismus allerdings sei auch in den Köpfen der Ostdeutschen voll im Kommen: „Aber es ist kein asozialer Materialismus. Nicht so offensiv wie im Westen." Sebastian widerspricht nicht; ein guter Job sei nun einmal wichtig. Gerade auf der Arbeit daure es nicht lange, bis das Thema aufkomme. „Wo wohnst du?" bedeutet eigentlich „Kommst du aus Ost- oder Westberlin?", sagt Sebastian.

Wenn das geklärt ist, geht es mit dem „Gemecker" los: „Ach, der scheiß Ostler mal wieder", zitiert Nicolas und grinst. Gemeckert werde auf beiden Seiten, aber das sei einfach nur Spaß, finden beide.

Von dem wiederum verstehe der Ossi übrigens mehr als der Wessi. Sebastian klingt ein wenig zerknirscht, wenn er erzählt, dass Ostberlin als „cooler" Teil der Stadt gelte: „Ja, dieses Dreckige hat schon was." Dass die meisten Menschen das alternative Berlin im Kopf haben, wenn sie an die Hauptstadt denken, findet er dennoch einseitig.

Etwa drei Stunden sitzen Nicolas und Sebastian zusammen. „Die Grenzen werden zerfließen", ist sich Sebastian am Ende sicher: „Wenn ich sehe, was sich alles in Pankow getan hat. Auch

„Aah, einer aus der Zone"

wenn das viele Ostberliner vielleicht gar nicht so mögen." Nicolas vermutet Ähnliches. „Wir haben alles noch von zwei Generationen erzählt bekommen. Ich kann darüber schon keine richtigen Geschichten mehr erzählen. Aber ganz weg sein, wird es wohl nie." Das gelte vor allem für die Situation auf dem Land. „Dieser Gedanke, dass im Osten eh nichts ist, wird bleiben, weil die Leute nur wenige Berührungspunkte haben. Das ist traurig." In Berlin aber verschmelze alles. Und überhaupt: „Typisch Wessi – eigentlich weiß doch niemand, was damit gemeint ist", sagt Nicolas.

Je später der Abend wird, desto gelöster ist die Stimmung im Mauerpark. Als einige Sprayer in der Nähe plötzlich grölen, müssen Nicolas und Sebastian unweigerlich den Kopf drehen. „Aaah, einer aus der Zone", ruft Nicolas begeistert. Sebastian nickt andächtig: „Jaja. Dat sin se. Die Ossis."

Sebastian (29) aus Steglitz

UNCOMPROMISING

RAM

DER NEUE RAM 1500

Die Zeit für Kompromisse ist vorbei: Der neue RAM 1500 vereint außergewöhnliche Fahrleistungen und luxuriöse Innenausstattung mit der Fähigkeit, ein immenses Ladevolumen durch jegliches Gelände zu transportieren. Zehn Zentimeter länger aber gleichzeitig 100 Kilogramm leichter als sein Vorgänger, setzt er mit Vierpunkt-Luftfederung, LED-Scheinwerfern und bis zu 22-Zoll Chromfelgen neue Maßstäbe im Segment der Geländewagen. Der kräftige HEMI 5.7L V8 sorgt mit seinen 400 PS für imposanten Vortrieb und eine serienmäßige Anhängelast von 3'500 kg. Aktive Sicherheitsfeatures wie ein adaptiver Tempomat, Totwinkel- und Rückfahrassistent sowie eine 360 Grad Surround View Kamera sorgen für ein entspanntes Fahrgefühl und stellen sicher, dass der RAM 1500 jederzeit einfach zu handhaben bleibt.

Ob beim verfügbaren 12-Zoll Touchscreen Multimediasystem mit Navigation, dem imposanten Panoramaschiebedach oder dem großzügigen Fußraum für Passagiere: Der neue RAM 1500 setzt auch im Inneren auf Größe. Beheizte und klimatisierte, elektrisch verstellbare Schalensitze mit Premium-Lederbezug sorgen für unvergleichlichen Komfort und ein Harman Kardon Soundsystem mit 19 Lautsprechern und Active Noise Cancellation für ein unvergessliches Klangerlebnis.

OFFICIAL IMPORTER DODGE AND RAM TRUCKS WWW.AGTAUTO.COM | AGT AGTEUROPE

Autohaus Schön GmbH
Hardenbergstraße 2 | 03050 Cottbus
Telefon 0355 590100 | Telefax 0355 59010-22
www.autohaus-schoen.de | verkauf@autohaus-schoen.de

SCHÖN

Die unendliche **Geschichte**

Identität Der Mauerfall beschäftigt uns auch noch 30 Jahre, nachdem er stattfand. Über eine Erzählung, die längst nicht abgeschlossen ist. *Von Liesa Hellmann und Daniel Roßbach*

Ein Mahnmal der Teilung in Bodesruh, Hessen.

FOTO: DANIEL ROSSBACH

Es ist eine beliebte Frage: Was hast du am 9. November 1989 gemacht? Die Antwort der meisten von uns Autor*innen lautet: nichts. Wir waren noch nicht geboren. Wir haben die ehemalige Grenze mehrfach überquert, meist ohne sie wahrzunehmen. Oft war sie für uns nur ein Hinweisschild am Straßenrand. Für uns war Deutschland immer ein Land.

Wir sind die erste Generation, der es so geht. Deshalb fragen wir uns: Wie ist aus zwei Ländern eines geworden? Welche Geschichten machen dieses eine Land zu dem, was es heute ist? Gibt es die eine Erzählung, in der sich alle wiederfinden?

Es bleibt kompliziert, von Deutschland als einem Land zu reden, denn Mauerfall und Wende erscheinen in Ost und West als unterschiedlich bedeutend. Die Vereinigung ist ökonomisch, politisch und soziokulturell nicht abgeschlossen. Deshalb können Probleme, die es überall in diesem einen Land gibt, etwa das Erstarken von Rechtsradikalismus, als Defizite nur eines seiner Teile wahrgenommen werden. Allein, dass die Kategorien „Ost“ und „West“ für die Nachwendegenerationen verständlich sind, zeigt, dass sie weiter identitätsstiftend sind.

Problematische Metapher

Dabei ist das Credo, dass „zusammen wächst, was zusammen gehört“, zur beliebtesten Wende-Metapher avanciert. Im 1400 Kilometer langen Grünen Band zwischen Ostsee und Fichtelgebirge scheint sie Wirklichkeit geworden zu sein. Aber diese Metapher passt nicht auf politisches Handeln. Denn niedrigere Löhne und Renten, Beschäftigungsraten und Lebenserwartungen in den ehemals neuen Bundesländern verschwinden nicht irgendwann von selbst wie der mittlerweile grün überwucherte Grenzstreifen.

Die Metapher des Zusammenwachsens lässt den mit der Wende entstandenen Nationalstaat als natürliches Gebilde erscheinen. Eine Vorstellung, die es einfach macht, alle vermeintlich anderen auszuschließen, weil sie angeblich nicht dazu gehören. Dabei greift das Bild gerade an den Grenzen viel zu kurz: In Städten wie Guben in der Lausitz und ihrer polnischen Schwester Gubin oder im nordrhein-westfälischen Herzogenrath und Kerkrade in den Niederlanden sind praktische und kulturelle Kooperationen gewachsen, die nicht Halt an nationalen Grenzen machen.

Lautet das Leitmotiv für jüngere deutsche Geschichte, dass nur zusammenwächst, was schon immer zueinander gehört, bedeutet das, Erzählungen, Menschen und Identitäten auszublenden. Bei unseren Protagonist*innen wie auch bei uns Autor*innen dominiert eine weiße Perspektive. In unserem Magazin kommen migrantische Geschichten kaum vor. Dabei wurden auch die Leben vieler Menschen ohne deutschen Pass durch die Vereinigung geprägt, aber nicht positiv: Beispielsweise verloren zahlreiche Vertragsarbeiter*innen in der DDR plötzlich ihr Aufenthaltsrecht. Während Millionen die deutsche Einheit feierten, mussten tausende Menschen, die hier lebten, arbeiteten und Steuern zahlten, das neue, geeinte Land verlassen.

> „Wir brauchen eine vielstimmige, diverse Erinnerung.“

Auslassungen werden auch beim Blick auf das Geschlechterverhältnis in unseren Texten deutlich. Polemisch zusammengefasst: Männer haben die Wende gemacht, Frauen ist sie widerfahren. Männer sind geflohen, Männer haben Fußball gespielt und Verwaltungen geprägt, Männer schreiben Bücher oder streiten über Unterschiede zwischen Ost und West.

Zu all den Themen hätten auch Frauen ihre Geschichten erzählen können. Dass sie in unserem Magazin wenig zu Wort kommen, hat auch strukturelle Gründe: Die DDR war, die BRD ist bis heute patriarchalisch geprägt. Und offensichtlich haben auch wir zuerst an Männer gedacht, um uns von ihren Erfahrungen berichten zu lassen.

Längst nicht alle Geschichten rund um Mauerfall und Wendeprozess sind erzählt. Wir brauchen eine vielstimmige, diverse Erinnerung, um zu verstehen, was das Ereignis für unser Zusammenleben heute bedeutet. Zu diesem einen Land, das stets im Werden ist, gehören viele verschiedene Identitäten – in denen das Erbe von Ost und West ein Aspekt unter vielen ist.

Ein Land **im Netz**

Das Projekt „Ein Land“ ist nicht nur ein gedrucktes Magazin. All unsere Beiträge gibt es auch online auf der Website www.einland.net – frei zugänglich für jede*n. Außerdem finden Sie dort exklusive Online-Texte und Videos. So haben wir Vorschulkinder aus Ost- und Westdeutschland gefragt, was Begriffe wie „DDR“, „Mauerspecht“ und „Wendehals“ bedeuten könnten. Von den Erwachsenen im Südwesten wollten wir wissen, wie sie die Maueröffnung erlebten – und von denen im Osten, wofür sie das Begrüßungsgeld ausgaben. Im Netz informieren wir auch über die Entstehung dieses Projekts: Auf unserem Instagram-Account @ein_land_magazin stellen sich die Autor*innen vor. Außerdem gibt es dort Recherche-Einblicke und Fakten zur Wendezeit. *Moritz Clauß*

Portrait

Der Kick im Osten

Der fränkische Fußballer Werner Rank (li.) wechselte unmittelbar nach der Wiedervereinigung in die ehemalige DDR. Er traf auf knallharte Trainer und euphorische Fans, die dachten, er sei Ostdeutscher.

FOTO: LOTHAR BENESCH

@ Was Rank in Ostdeutschland erlebt hat unter **www.einland.net/fussball**

Video & Bericht

Eine Badewanne voller Bier

Der Westunternehmer Helmut Fritsche privatisierte eine DDR-Brauerei und nahm ein Bad in Schwarzbier. Er fand veraltete Produktionsanlagen vor, doch sein Unternehmen gibt es bis heute.

FOTO: THOMAS SABIN

@ Die Geschichte Fritsches und seiner Brauerei auf **www.einland.net/brauerei**

Video

Vom Leben am Grenzzaun

Die DDR-Bürger*innen Cordula und Christophorus Baumert zogen 1985 mit ihren Kindern nach Dömitz, direkt an den Grenzzaun. Der Umzug war nicht freiwillig, aber das Ehepaar ist bis heute geblieben.

FOTO: MORITZ CLAUSS

@ Das Video-Interview mit den beiden Zeitzeug*innen unter **www.einland.net/zaun**